2

Neue Reisen nach West-Indien

Darinnen
Nachrichten von der Religion,
der
Regierungsart, den Sitten, der Handlung und den Kriegen der Völker
enthalten,
die an dem grossen Flusse Saint Louis,
der gemeiniglich der Mißißippi genannt wird,
wohnen.

Herausgegeben
von
M. Bossü,
Hauptmann unter den Seetruppen.

Zweyter Theil.

Aus dem Französischen übersetzt.

Helmstädt,
bey Johann Heinrich Kühnlin,
Universitäts-Buchhändlern.
1774.

Inhalt
der Briefe,
die in diesem Theile enthalten.

XII. Brief.

Der Autor kommt nach Hofe, er erhält ein Geschenk vom Könige mit Befehl nach Rochefort zu gehen. Er gehet zu Schiffe nach Louisiana.

XIII. Brief.

Der Autor reiset von Rochefort ab. Er trift drey englische Kauffardey Schiffe an, davon M. de Place eins wegnimmt, das andere verbrennt und das dritte in Grund bohrt.

XIV. Brief.

Der Autor gehet von Neuorleans nach dem Lande der Allibamons ab. Seine Schiffahrt über den See Pontchartrain. Kurze Beschreibung der Stadt Mobile.

XV. Brief.

Abreise des Autors von Mobile zu den Allibamons. Ausführliche Beschreibung der Sitten dieses Volkes. Ihre Bestrafung des Ehebruchs.

XVI. Brief.

Ihre Trauer und ihre Art die Todten zu begraben. Die Gerechtigkeit, welche sie dem Ritter von Erneville widerfahren liessen, wegen eines Soldaten, den ein junger Wilder getödtet hatte. Ihre Religion, ihre List die Hirsche und indianischen Häne auf der Jagd zu beschleichen.

XVII. Brief.

Der Autor reiset aus dem Lande der Allibamons. Seine Schiffahrt auf dem Flusse Tombeckbe. Er entgehet einem Crocodil. Er trift einen Trupp aufrührischer Chactas an. Bringt sie wieder zu ihrer Schuldigkeit. Seine Rückreise nach Mobile.

XVIII. Brief.

Beschreibung des Landes der Chactas. Ihre Kriege. Ihre Art wie sie mit den Kranken umgehen. Ihr Aberglauben, ihre Handlung, ihre Leibesübungen. Das Land der Tchikachas.

XIX. Brief.

Der Autor kehret nach Mobile zurück. Merkwürdige Begebenheiten, die sich auf der Katzeninsel zugetragen. Kläglicher Todt des Kommandanten dieser Insel, Mr. Dûroux.

XX. Brief.

Abreise des Autors nach Neuorleans. Ursach der Unruhen daselbst. Geschichte der Gefangenschaft des M. de Belle-Isle unter den Attakapas. Besondere Thiere, und Heilungsmittel, die sich in Louisiana finden.

XXI. Brief.

Betrachtungen über die Bevölkerung von Amerika. Beweis daß dis Land den Alten nicht unbekannt gewesen, und wahrscheinlich mit der grossen Tartarey in Asien zusammenhängt. Durch welchen Weg die ersten Einwohner dahin kommen müssen. Anweisung

wie man seine Gesundheit in der neuen Welt erhalten muß.

XXII. Brief.

Zurückkunft des Autors nach Frankreich. Gefahr die er an dem Vorgebürge in Florida aussteht. Ursprung eines Brunnens, dessen Wasser dem Vorgeben nach, verjüngen soll. Sein Schiff entwischt den Engländern. Gefecht mit einem Seeräuber. Er läuft Gefahr verbrannt zu werden. Vorschlag zu einer Landung auf den Küsten von Neu-England. Ein englisch Schiff wird weggenommen. Der Autor kommt zu Corogne an.

Neue Reisen nach Westindien.

XII. Brief.

An den Marquis de Lestrade.

Der Autor kommt nach Hofe, erhält ein Geschenk vom Könige mit Befehl nach Rochefort zu gehen. Er gehet zu Schiffe nach Louisiana.

Mein Herr!

Nunmehro bin ich zum zweyten mal in Rochefort, von da ich vor acht Jahren nach Louisiana zu Schiffe gieng. Ich komme vom Hofe, wo ich dem Herrn Moras, welcher General-Controleur und Minister im Seewesen ist, einen Brief vom Gouverneur eingehändigt habe, darinn die Be-

wegungsgründe meiner Reise enthalten sind. Er hatte die Gütigkeit mich in sein Cabinet kommen zu lassen, und befragte mich darinn, in Gegenwart des M. de la Porte, der über das Büreau der Colonien gesetzt ist, über den jetzigen Zustand der Provinz Louisiana. Ich versicherte ihm daß bey meiner Abreise alle Nationen dieses weitläuftigen Landes mit uns in Freundschaft wären, und daß die Cheraquis Friedens-Unterhandlungen mit den Franzosen angefangen hätten. Er fragte mich auch, ob ich glaubte, daß die Colonie angegriffen werden könnte. Ich antwortete ihm: es sey nicht zu vermuthen, daß die Engländer darauf dächten, indem es sehr schwer wäre ins Land zu kommen, und die Colonie hätte keine andere Befestigung nöthig, als die welche sie von der Natur erhalten.

M. de Moras verschafte mir vom Könige ein Geschenk von 1000 Livres, um mich in den Stand zu setzen das Bad zu gebrauchen, welches zur Wiedererlangung meiner Gesundheit nothwendig war. Ich erhielt zugleich Befehl vom Könige, daß ich, wenn meine Gesundheit wieder hergestellt seyn würde, nach Louisiana zu meinem Posten zurückkehren sollte. Diesem zufolge habe ich mich hierher begeben, um mich einzuschiffen, und wir hoffen unter Segel zu gehen, sobald die Convoye vor die Jlle Royale wird segelfertig seyn.

M. Droit Imbûto, Intendant des Seewesens ist dem Herrn Normann de Mesi gefolgt. Der König konnte keine bessere Wahl treffen, so wol in Absicht der Geschicklichkeit und Treue, als auch des Eifers für das Interesse des Königs. Der Herr Intendant hat mir eben die Gefälligkeiten erzeigt, die ich von seinem Vorgänger vor 7 Jahren erhalten. Ich bin mein Herr ꝛc.

Rochefort den 12 Sept. 1757.

XIII. Brief.

An eben denselben.

Der Autor reiset von Rochefort ab. Er trift drey englische Kauffardey-Schiffe an, davon M. de Place eins wegnimt, das andere verbrennt, und das dritte in Grund bohrt. Sie legen vor der Insel Grenada an. Ihre Schiffarth bey Jamaica vorbey.

Mein Herr.

Ich hatte Ihnen von Rochefort geschrieben, daß wir von da im December 1757 abzugehen dächten. Da aber die Convoye, welche zum Entsatz von Ille Royale bestimmt war, gröstentheils von der englischen Flotte

weggenommen worden, so muste eine andere ausgerüstet werden. Nachher ließ sich eine Flotte von 10 grossen englischen Schiffen an den Küsten von Aunis sehen, und dis hat uns bis in den May aufgehalten. Den 10ten dieses Monaths erhielten wir Nachricht, daß die englische Escadre verschwunden sey, und giengen darauf unter Segel.

Ich befand mich mit dem M. de Rochemore. General-Commissair des Seewesens und Ordonnateur der Provinz Louisiana, auf einem Fahrzeuge die Fortuna genant. Der M. de Place commandirte die Eopalme eine Fregatte von von 30 Canonen, welche bestimmt war uns zn convoyiren. Wir trafen auf der See drey englische Fahrzeuge an, die uns nur drey Canonenschüsse kosteten. M. de Place ließ das eine davon in Gtund bohren, und das andere, nachdem er die Waaren herausnehmen lassen, verbrennen. Das dritte kam von den Küsten von Guinea, hatte eine reiche Ladung und 440 Negern an Boord, die zum Theil auf der Insel Grenada verkauft wurden. Der Baron von Bonvoust, welcher zum Gouverneur dieser Insel ernannt ist, hat uns während unsers Aufenthalts daselbst mit Höflichkeiten überhäuft. Wir blieben da bis den 22sten Julius an welchem Tage wir wieder unter Segel giengen. Wir segelten um die Insel Jamaica herum, um die grossen englischen Schiffe zu vermeiden, welche niemals bis auf diese Höhe kom-

kommen, um den Nachstellungen der Seeräuber zu entgehen und kamen den 12ten August glücklich in dem Hafen an der Mündung des Flusses Mißippi an.

M. de Rochemore (1) welcher Director der Provinz, und für das Interesse des Königs sehr eifrig ist, wird viel Mühe haben, die häufigen Unordnungen, welche während des Krieges in dieser Provinz eingerissen sind, abzustellen. Ich hatte ihn auf der Reise im voraus unterrichtet, daß ihm, bey seiner Administration viele Hindernisse in den Weg würden gelegt werden, und es ist alles so erfolgt, wie ich vermuthet hatte. Mit eben den Schiffen, die uns hieher gebracht haben, hat man schon den Hof wider ihn einzunehmen gesucht, um ihn um sein Amt zu bringen.

Kaum bin ich in Neuorleans angekommen, so erhalte ich schon Ordre vom Gouverneur mich anzuschicken, mit einem Detachement in das Land der Allibamons zu marschiren, welche Nation 250 Meilen von der Hauptstadt wohnt. Ich schreibe an Sie mit den königlichen Schiffen, welche mit Ende dieses Jahres nach Europa segeln, und habe doppelte Briefe geschrieben, damit wenn ein Schiff weggenommen wird, Sie doch den Brief mit dem andern erhalten.

Wenn

(1) Er ist ein Bruder des M. de Rochemore, der jetzo eine Escadre kommandirt.

Wenn ich die Sitten der Völker, durch deren Land ich reisen muß, welches gegen Abend von Neuorleans liegt, und, wie man sagt, sehr schön ist, werde kennen gelernt haben, so will ich sie Ihnen beschreiben.

Neuorleans den 10 Nov. 1758.

XIV. Brief.

An eben denselben.

Der Autor gehet von Neuorleans nach dem Lande der Allibamons ab. Seine Schiffarth über den See Pontchartrain. Kurze Beschreibung der Stadt Mobile.

Mein Herr!

Ich gieng, der Ordre des M. de Kerlerec zu folge, den 14ten Dec. von Neuorleans nach dem Lande der Allibamons ab. Wir segelten von Bajouc St. Jean, einem kleinen Hafen am See Pontchantrain, zu dem man von Neuorleans ungefehr eine viertel Meileweges zu Lande kommt, ab. Dieser kleine Canal ist zwey Meilen lang, und da uns der Wind günstig war, kamen wir den 20sten Dec. in der Bay, oder dem Hafen vor der Stadt Mobile an.

Die

Die Stadt Mobile war vormals die Hauptstadt in Louisiana: der Gouverneur, der Director, und der Etat-Major wohnten da, und das oberste Raths-Collegium war daselbst.

Es ist bey der Stadt ein regulaires Fort, welches einer Armee von Wilden widerstehen kann, aber gegen die Europäer würde es sich nicht lange halten können. Dis Fort liegt an einer Bäy zwischen zwey Flüssen, davon einer klein ist, und der Fluß Chactaus genannt wird, der andre ist grösser als die Seine bey Rouen, heißt Mobile, und entspringt in den Gebirgen der Appaluches. Hier ist der Sammelplatz aller Wilden, die gegen Osten wohnen. Sie kommen jährlich dahin und holen die Geschenke, die ihnen der Gouverneur im Namen des Königs austheilt. Obgleich der Boden um Mobile mit einem dicken Sande bedeckt ist, so kommt doch das Vieh hier gut fort, und die Heerden vermehren sich sehr stark. Die Einwohner sind sehr arbeitsam und treiben starken Handel mit den Spaniern, welche aus dem nahe gelegenen Pensacola hierher kommen, und geräuchert Ochsenfleisch, Federvieh, indianisch Korn, Reiß, und andere Waaren holen. Die Einwohner von Mobile haben auch den Handel mit den Schiffstheer. Den Handel mit dem Pelzwerke treiben einige Officiers ganz allein, mit den Wilden, und zwar wider die Verordnung des Königs.

Es wachsen hier weisse und rothe Lorbeeren, schwarze Kirschen, und rothe und weisse Cedern. Das Holz von der rothen Ceder ist sehr gut zu eingelegter Arbeit, der Geruch davon vertreibt die Insecten, und es verfault nicht. Man findet hier in den Wäldern verschiedene Bäume die in Europa unbekannt sind, und einige die ein Gummi bey sich haben, welches dem Therebint ähnlich ist. Die Cypressen sind hier so groß daß die Wilden aus einem Baume Piroguen machen, welche 60 Mann halten können.

Vor der Ankunft der Franzosen in Louisiana, giengen die Wilden mit ihrem Schiffbau folgendermassen zu Werke. Die vielen Ströme, welche in diesem Lande sind, reissen die Bäume, die an ihren Ufern stehen, um, einen solchen Baum wählten sie sich, der die verlangte Dicke und Grösse hatte, hernach machten sie Feuer darauf, brandten ihn aus, und nahmen die Kohlen mit einem platten Kieselsteine weg. Wenn das Fahrzeug alsdenn gnugsam ausgehölt war, so liessen sie es ins Wasser. Sie regieren diese Canots mit vieler Geschicklichkeit auf den Seen und Flüssen, und bedienen sich ihrer in ihren Kriegen, und um das Pelzwerk und das eingesalzene Fleisch, welches sie von ihren Jagten mit bringen, zu transportiren.

Ihr Handwerkszeug und ihre Waffen bereiteten sie sich auch auf folgende Art zu. Sie

erwählten sich einen jungen Baum, und spalteten diesen mit einem Kieselsteine, die so scharf wie ein Messer sind, auf. In diese Spalte steckten sie alsdenn einen Stein, der die Gestalt einer Axt hatte. Wie dieser Baum fort wuchs, so wurde der Stein dazwischen immer stärker geklemmt, und befestigt. Hernach hieben sie den Baum um und brauchten dis Werkzeug wie eine Axt. Auf eben diese Art machten sie sich Lantzen und Wurfspiesse, und ihre Streitkolben waren aus einem sehr harten Holze gemacht.

Zu ihrem Ackerbau bedienten sie sich der Knochen von Thieren, oder der Spaden von einem sehr harten Holze. Der Boden ist durch ganz Amerika sehr fruchtbar: das Gras wächst hier sehr hoch und dicht: wenn es im Winter verdorret ist, so zünden sie es an, hernach graben sie ihre Felder, und besäen sie, und drey Monat darauf ist bey ihnen Erndte.

Sie bauen fürnemlich indianisch oder türkisch Korn, Hirsen, Bohnen und andre Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Pistacien, und Wassermelonen. Die Kürbisse, welche die Einwohner Giromonds nennen, sind hier auch sehr häuffig.

Was ihr Küchengeräthe betrifft, so machten sie sich Teller und Schüsseln aus Thon oder Holz. Ihre Schaalen machten sie aus Kokosnüssen, und ihre Micouenes oder Löffel aus

den Hörnern von wilden Ochsen, welche sie von einander spalteten, und ihnen durch das Feuer die Form gaben.

So bald wir die erforderlichen Lebensmittel für uns, und die Garnison auf dem Fort im Lande der Allibamons, werden zusammen gebracht haben, so werde ich mit dem M. Aubert, auf einem Fahrzeuge, das mit Soldaten und wilden Mobileern, welche letztere sich zum Rudern vermieten, besetzt ist, von hier abreisen. M. Aubert, welcher Aide-Major in Mobile ist, ist vom M. Kerlerec zum Kommandanten des Fort Toulouse im Lande der Allibamons ernannt. Dis ist der ausdrücklichen Verordnung des Königs zu wider, welche allen Majors und Aide-Majors verbietet, das Kommando über andere Plätze zu übernehmen, als nur über diejenigen, in welche sie gesetzt sind.

Wenn ein Schiff aus Europa kommt, so werde ich vielleicht Briefe von Ihnen erhalten. M. de Belle, der hier kommandirt hatte mir versprochen, sie mir mit dem ersten Fahrzeuge zu überschicken. Ich bin 2c.

Mobile den 6ten Jan. 1759.

XV.

XV. Brief.

An eben denselben.

Der Autor reiset von Mobile nach dem Lande der Allibamons ab. Ausführliche Beschreibung der Sitten dieser Völker. Ihre Bestrafung des Ehebruchs.

Mein Herr!

Nunmehro bin ich auf dem Fort Tolouse im Lande der Allibamons angelanget. Ich bin 50 Tage unter Weges gewesen. Weil ich in der Regenzeit zu Schiffe abgereiset, so habe ich einigemal gesehen, daß der Allibamonsfluß, 12 bis 15 Fuß angewachsen ist. Diese schleunige Ueberschwemmungen werden durch die Gewitter verursacht, welche in diesen Ländern wegen der hohen Berge sehr häuffig sind.

Wir musten gegen den Strom schiffen, dessen Schnelligkeit uns so sehr aufhielt, daß wir oft in einem Tage nicht mehr als eine Meile für uns brachten. Wegen der vielen Bäume und Berge wie auch der Bugten dieses Flusses, kann man die Segel nicht gebrauchen, und man rudert immer nahe an den Ufern weg.

Eines Tages blieb mein Schiff auf einem Baume (1), welcher in dem Flusse versunken war, fest sitzen: weil uns die Nacht über den Hals kam, so mußten wir den folgenden Tag abwarten. Weil aber der Fluß in der Nacht sehr abgelauffen war, so saß ich am folgenden Morgen mit meinem Fahrzeuge in der Luft. Wir waren noch nicht über 25 Meilen von der Mündung des Flusses gekommen: deswegen sagten mir die Mobilier, welche ich bey mir hatte: ich möchte dieses Zufalles wegen nicht besorgt seyn, und nur die Fluth erwarten. So bald diese kam: stieg das Wasser in der Mündung des Flusses herauf, und mein Fahrzeug wurde flot. Dies zeigt daß die Flüsse in Amerika von denen in Europa sehr verschieden sind.

Weil M. Aubert unterweges krank geworden war, so rieth ich ihm zu Mobile zu bleiben, er folgte uns hernach zu Pferde durch die Fichten Wälder, welche hier nicht dick sind. Der M. Montbereaut hat Befehl vom Gouverneur, ihm das Kommando, wenn er drey Monate auf dem Fort wird gewesen seyn und das Land kennen gelernt haben, zu übergeben. M. de Mont-

(1) Es giebt an den Ufern dieses Flusses Cypressen, die so dick sind, daß sie zehn Menschen nicht umspannen können. Dies zeugt von der Fruchtbarkeit des Landes, welches eines der gesündesten in der Welt ist.

Montberaut (1) stehet bey den Wilden dieses Landes in einem grossen Ruffe, und sie nennen ihn einen Mann von Tapferkeit, oder einen Helden. Er hat sich bey ihnen durch seine Reden, die er in einem Styl, der ihrer Denkungsart vollkommen gemäß ist, an sie gehalten, einen grossen Namen gemacht. Aus Verdruß über die Begegnung der Jesuiten hat dieser Officier um seine Zurückberuffung angehalten, und M. Aubert ein Bruder des Jesuiten Aubert, der Mißionair in Louisiana ist, ist zu seinem Nachfolger ernannt. M. de Montberaut ist ein erklärter Feind der Mißionarien von diesem Orden. Der Pater le Roi schrieb, während seines Aufenthalts im Lande der Allibamons, wider denselben an den Gouverneur; der Soldat, welcher den Brief überbringen sollte, brachte ihn dem M. de Montberaut. Kurz darauf traf derselbe den Jesuiten an, welcher ihm nach der Politik dieser Väter viele Höflichkeiten bezeugte. Als er ihn fragte, ob er nicht wider ihn an den Gouverneur geschrieben hätte? so betheurete ihm der Jesuit, welcher nicht wuste, daß er seinen Brief in Händen hätte, bey allem was heilig sey, daß es nicht geschehen sey. Hierauf zeigte er ihm seinen Brief und schalt ihn einen Schelm und Betrüger, er ließ den Brief an das Thor des Forts anschlagen, und befahl der Schild-

(1) Er ist ein Bruder des Grafen von Montout, der in des Dauphins Diensten ist.

wache Acht darauf zu geben, daß er nicht abgerissen würde. Seit der Zeit hat kein Mißionair von den Jesuiten in das Land kommen dürffen.

Ich will Ihnen hier die Sitten einiger wilden Völker in Louisiana, die sehr wenig von einander unterschieden sind, nemlich der Taskikis, der Outachepas, der Tonikas, der Kaouytas, der Abekas, der Talapouches, der Conchakis, und der Pakanas beschrieben. Diese Nationen können zusammen 4000 Krieger ins Feld stellen. Sie sind alle wohl gestaltet, und wohnen an den Ufern der Flüsse. Die Männer so wol wie die Weiber, welche hier größtentheils sehr schön sind, sind sehr gesprächig. Wenn man zu ihnen kommt, so pflegen sie den ankommenden entgegen zu gehen, und dieselben an dem Orte wo sie an Land treten, zu empfangen, ihnen die Hand zu geben und die Friedens-Pfeiffe zu überreichen. So bald man geraucht hat, so fragen sie nach der Absicht der Reise, und wie lange man unterweges gewesen: hernach, ob man lange bey ihnen zu bleiben gedenkt, und ob man Frau und Kinder hat. (1).

Sie

(1) Die Höflichkeit der Wilden bestehet darinn, daß sie den Europäern Mädgens anbieten. Zu dem Ende gehen ihre Chefs des Morgens durch das Dorf, und rufen aus: Ihr jungen Leute und Krieger, seyd nicht närrisch, liebet den Herrn des Lebens. Gehet auf die Jagd, um

Sie fragen auch nach dem Kriege in Canada, und wie sich der König ihr Vater befinde. Hernach setzen sie den neuen Gästen Sagamite, welches aus gemahlenem indianischen Korn gemacht ist, zu Essen für. Dies Korn ist meistentheils mit Rheefleisch in Wasser gekocht. Sie geben auch Brod, das aus dem Mehle von diesem Korn unter der Asche gebacken wird, gebratene indianische Hüner, und Carbonnada von Hirschfleisch, Castanien, welche in Bären Fett gebraten, Hirschzungen, und Hüner und Schildkröten, Eyer.

Der Boden in Louisiana gleicht in den niedrigen Gegenden des Landes dem Egyptischen, wenn dieser vom Nil überschwemmt ist, und er ist fürnemlich in dem Lande der Völker, von denen ich hier rede, ganz unvergleichlich, und trägt alles reichlich was man darin säet. Die Melonen sind hier ausserordentlich groß, schmackhaft und häuffig. Die Wassermelonen sind hier so gut, daß man sie den Kranken im hitzigen Fieber, zur Kühlung giebt. Ihre Kürbisse sind schmackhafter wie die Europäischen. Die Potaten sind hier auch sehr häuffig. Dis

um die Franzosen zu erhalten, welche uns mit allem Nothwendigen versorgen: und ihr jungen Mädgens, seyd nicht hart und undankbar gegen die weissen Krieger, um ihr Blut zu bekommen. Durch diese Verbindung werden wir so klug, wie sie, und unsern Feinden furchtbar.

sind eine Art Erdäpfel, welche die Europäer sehr hoch halten, und die wie gebratene Castanien schmecken.

Die Wilden nehmen gewöhnlich nur eine Frau, darauf sie aber sehr eifersüchtig sind. Wenn ein Wilder, der keine Frau hat, durch ein Dorf reiset, so mietet er sich ein Mädgen auf ein oder zwey Nächte, wogegen die Anverwandten nichts einzuwenden haben.

Diese bekümmern sich sehr wenig um die Töchter, und sagen: sie hätten Freyheit mit ihren Leibern zu thun was sie wollten. Doch mißbrauchen die wilden Mädgens diese Freyheit nicht, und leben meistentheils eingezogen, um desto eher Männer zu bekommen. Die Weiber hingegen, sagen: sie hätten durch die Heyrath ihre Freyheit verkauft und dürften mit keinen andern Männern etwas zu thun haben, ausser den ihrigen. Die Männer haben die Freyheit mehr Weiber zu nehmen, und ihre Frauen zu verstossen, aber dis ist hier ein seltener Fall. Wenn eine Frau im Ehebruch betroffen wird, so ist ihre geringste Strafe die Ehescheidung. Der Mann verlässet alsdenn die Cabane, und, wenn Kinder da sind, so behält er die Knaben, und lässet der Frau die Mädgens. Die Frau muß darauf ein Jahr unverheirathet bleiben, der Mann kann aber gleich wieder eine Frau nehmen. Es stehet ihm

auch

auch frey, seine Frau wieder zu nehmen, und deswegen muß diese ein Jahr warten.

Die Wilden folgen, wie schon gesagt, in ihren Heirathen der einfältigen Natur, und erfordern zur Ehe weiter keine Formalitäten, als die Einwilligung beyder Theile. Der künftige Ehemann bringt dem Vater seiner Braut Geschenke an Pelzwerk und Lebensmitteln. Wenn dieses geschehen, so wird ein Schmauß gegeben, wozu das ganze Dorf eingeladen wird. Nach der Mahlzeit wird getanzt, uud man besingt die Thaten der Vorfahren des neuen Ehemanns. Den folgenden Tag führt der älteste Mann in dem Dorfe die junge Frau den Verwandten ihres Mannes zu. Dis sind alle Cärimonien bey der Verheirathung. Alle Wilden leiten ihr Geschlecht von den Müttern her, und dieses darum, weil das Kind gewiß von der Mutter kommt, und man also von dieser Seite seiuen Stamm weiß, aber den Vater könne man nicht gewiß wissen. Die welche gute Krieger, nnd gute Jäger sind, wählen sich die hübschesten Mädgens, die andern müssen mit häßlichen zufrieden seyn. Die Mädgens, welche wohl wissen, daß sie über ihr Herz nicht mehr zu gebieten haben, so bald sie verheirathet sind, suchen es nach ihrem besten Vortheil anzubringen, denn so bald sie einen Mann haben; so ist es mit den Amouretten aus. Ihre Beschäftigung in der Haushaltung ist, ihren Männern das

Essen zu kochen, die Felle zu bereiten, Schuh zu machen, die Haare von den wilden Ochsen zu spinnen, und Wannen und Körbe zu flechten, worinn sie sehr geschickt und arbeitsam sind.

Die Untreue bestrafen sie an ihren Weibern auf folgende Art: erstlich beobachtet sie der Mann sehr genau, und sucht sich von ihrer Treulosigkeit durch seine Augen zu überzeugen. Alsdenn fangen seine und ihre Verwandten an, ihr auf den Dienst zu lauren. Wenn sie überführt ist, so darf der Mann sie nicht behalten, wenn er auch wollte, denn die Wilden halten es für einen Mann unanständig, mit einer Frau länger zu leben, die ihn in einem so essentiellen Puncte betrogen hat.

Wenn sich ein solcher Fall zuträgt, so gehet der Mann zu dem Caciquen, und erzählt ihm die Sache. Dieser schickt alsdenn Leute aus, und läßt in aller Stille Ruthen schneiden. Darauf wird ein Tanz angestellt, wobey sich Männer und Weiber, Jünglinge und Mädgens, niemanden ausgenommen, einfinden müssen, wer ausbleibt verfällt in Strafe. Mitten im Tanze wird die Ehebrecherin auf die Erde geworfen, und ohne Mitleiden auf den Rücken und Leib gepeitscht, und der, welcher sie verführt hat, muß eben diese Strafe ausstehen.

Wenn diese Elenden genug gepeitscht sind, so trit von jeder Seite ein Verwandter hinzu,

und hält einen Stock zwischen die schlagenden, und die welche geschlagen werden. Sogleich hören sie auf zu schlagen; aber die Frau ist noch nicht ganz fertig; der Mann kommt alsdenn und schneidet ihr die Haare kahl ab (1), und giebt ihr vor der Versammlung einen Verweiß, indem er ihr fürhält, sie habe groß Unrecht gethan, daß sie an ihm so gehandelt habe, da er es ihr doch niemals an etwas fehlen lassen; weil es aber nun so sey, so könne sie mit ihrem Verführer hingehn. Diesem schneidet man die Haare auch ab, welche den Indianern halb über die Stirn hangen: hernach zeigt man ihm die Ehebrecherin und sagt: da ist deine Frau. Er kann dieselbe alsdenn so gleich heirathen, aber er muß das Dorf meiden, und wo anders hin ziehen.

Wenn eine Frau der andern den Mann verführt, so versammlen sich die Weiber mit armlangen Stöcken, suchen die Strafbare auf, und schlagen sie ganz unbarmherzig: welches bey den jungen Leuten ein groß Gelächter verursacht. Zuletzt müssen sie ihnen die Stöcke wegnehmen, sonst schlügen sie dieselbe gar zu tode.

Die Künste worauf sich die Wilden einzig und allein legen, sind die Arzneykunst, der Krieg, die Jagd und das Fischen. Ihre Kinder erziehen sie sehr hart, und lassen sie auch

(1) Die wilden Weiber haben schöne lange Haare, die sie nach deutscher Art einflechten.

im Winter alle Morgen schwimmen und sich baden. Die Jünglinge, wenn sie etwas erwachsen sind, gehen von sich selbst zu ihrem Generalißimus, welcher sie vermahnet, das Wasser nicht zu scheuen, denn es könnte sich zutragen, daß sie von ihren Feinden verfolgt würden, und wenn sie sich alsdenn müsten gefangen nehmen lassen, so würden sie lebendig verbrannt. Wenn ihnen dis Unglück begegnen sollte, so müsten sie nicht weinen, und dadurch beweisen, daß sie wahre Menschen wären. (1).

Wenn die Rede geendigt ist, so ritzt er sie an den Lenden, auf der Brust, und auf dem Rücken, um sie abzuhärten, und schlägt sie mit seinem Gürtel. (2). Hierdurch erhalten sie den Rang der Krieger, und wenn sie sich im Felde hervor gethan haben, so ritzt man ihnen, eben wie bey den Illinois, Ehrenzeichen in die Haut.

Die säugenden Kinder werden den Winter in kaltem Wasser gebadet, und wenn sie grösser werden, so müssen sie auf der Erde schlafen. Weil die Wilden ihre Kinder sehr lieb haben, so gewöhnen sie dieselben frühzeitig zu einer harten

(1) Die Wilden müssen ihr Unglück mit Standhaftigkeit ertragen, um ihren Nachkommen ein Exempel zu geben.

(2) Dieser Gürtel ist von Riemen gemacht, die drey Finger breit sind, und sie tragen ihre Last daran, wenn sie auf Reisen sind.

ten Lebensart, und haben eben das Sprüchwort, wie die Europäer, die Gewohnheit sey die andere Natur, und in der That empfindet ihr nackter Leib nicht mehr von der Kälte, wie ihr Gesicht und ihre Hände.

Die Alten, welche auf der Flucht nicht können mit fort kommen, verlangen mit Keulen todt geschlagen zu werden, um nicht den Feinden in die Hände zu fallen, und von diesen verbrannt oder aufgefressen zu werden. Denn die Wilden erwürgen in ihren Kriegen Männer und Weiber und sogar die Kinder an der Brust. Dieses und die Pocken, welche in Amerika pestilentialisch sind, sind die Hauptursachen der Entvölkerung dieser Landen.

Ich muß hier anmerken, daß deswegen oft aus Liebe ein Sohn seinem Vater das Leben nimmt. Die Wilden haben viel Ehrfurcht gegen ihre Alten und thun nichts ohne sie vorher um Rath zu fragen, sie pflegen und warten dieselben auch sehr sorgfältig. Ich habe oft gesehen, daß ihre Anführer, wenn sie von der Jagd kamen, den Theil der Alten, und der Witwen und Waysen, deren Väter im Kriege für das Vaterland ihr Leben verlohren, mit grosser Sorgfalt zurück legten, ehe sie das Fleisch theilten.

Die Wilden sind sehr gastfrey gegen die Fremden, mit denen sie in Friede leben, und gütig gegen ihre Bundesgenossen und Freunde;

aber

aber grausam und unerbittlich gegen ihre Feinde. Sie verwundern, und ärgern sich zugleich, in Neuorleans eine Menge Engländer zu sehen, welche man unter dem scheinbaren Namen der Anhänger des Parlement dahin kommen läßt, um Schleichhandel mit ihnen zu treiben. (1). Ein Cacique dieses Landes, welcher kürzlich von Neuorleans hierher kam, sagte mir ganz aufrichtig, er hätte sich kaum enthalten können, diesen Hunden, die die Franzosen in in Norden, das ist in der Belagerung von Quebec, tödteten, die Köpfe entzwey zu schlagen, um sich deswegen an ihnen zu rächen. Er fügte hinzu: ihre Völker redeten mit ihren Feinden nicht anders als mit der Keule: so bald die Streitaxt ausgegraben sey: Diese Redensart bedeutet, man müsse,

(1) Die englischen Schiffe kommen, um Kriegsgefangene aus zu wechseln, und wenn sie keine haben, so werden sie weggenommen, und in Kriegszeiten als Spione betrachtet, die auskundschaften wollen, wie stark wir sind. Dis wiederfuhr dem englischen Schiffshauptmann Bouls, der zwey Reisen nach einander nach dieser Colonie that, und grosse Unruhen darin anrichtete. Dieser Schleichhandel ist für uns gefährlich und nachtheilig, und unsern Feinden vortheilhaft. Denn das Pelzwerk, welches zu erhalten man die Wilden auf die Jagd schickt, die man unterdessen hätte besser brauchen können, wird ganz öffentlich auf die englischen Schiffe geladen, welche bey dieser Gelegenheit noch über das unsre Plätze und ihre Stärke auskundschaften.

müsse, so bald der Krieg angekündigt worden, mit den Feinden nicht anders reden, als mit der Streitaxt auf den Kopf, und mit ihnen keine Handlung treiben, und keinen Briefwechsel unterhalten, bey Strafe als ein Verräther des Vaterlandes angesehen und bestraft zu werden.

Wenn der Friede geschlossen ist, so vergraben sie die Streitaxt oder Keule, um anzudeuten, daß aller Haß begraben, und die Verwüstung, und das Schrecken des Krieges geendigt sey, und daß die Freundschaft und das gute Vernehmen zwischen ihnen, und ihren Nachbarn wieder aufblühen werde, wie die weissen Blumen des Baums des Friedens: dis ist bey ihnen der weisse Lorbeerbaum, welcher seine Aeste über die weisse Erde, das ist das Land des Friedens, ausbreitet.

Der Cacique, von dem ich oben geredet, nennt sich Tamathlemingo und ist den Franzosen sehr ergeben. Die Engländer haben ihn einigemal durch Geschenke auf ihre Seite bringen wollen, welche er aber ausgeschlagen, er hat ihnen so gar gedrohet, ihnen die Köpfe entzwey zu schlagen, wenn sie sich unterstünden ihm dergleichen anzubieten: er wolle nichts von diesen Hunden nehmen, die Feinde seines Vaters des Königs in Frankreich wären: Dis war die Antwort, welche er den Engländern, die an ihn geschickt waren, ertheilte. Es wäre für uns zu wünschen, daß alle unsre kommandirende

dirende Officiers so dächten, wie dieser Cacique. Er trägt eine silberne Medaille an einem Riemen am Halse. Er hat mir verschiedene mal gesagt, er wollte nach seinem Tode mit diesem Bildniß des Königs, seines Vaters, begraben seyn: da er ihm immer treu gewesen, so hoffte er ihm im Lande der Seelen die Hand zu geben. Wenn mir dieser Cacique solche Gesinnungen ausdrückte, so gab ich ihm zuweilen eine Bouteille Brantewein, um darinn des Königs Gesundheit zu trinken. Eine Kleinigkeit, womit man diese Völker zuweilen beschenkt, thut bey ihnen gute Wirkung. Wenn ich ihnen meine Freundschaft gegen sie beweisen wollte, so gab ich ihnen ein Hemd, und sagte: das schenkte ihnen ihr Vater, der durch das redende Papier erfahren hätte, daß seine Kinder nackend giengen, und der sie deswegen bedauerte. Durch dergleichen Handlungen wurden sie allemal sehr gerührt.

Die Wilden können sich durchgängig von der Politik, welche unter den europäischen Mächten herrscht, keine Idee machen. Die Freunde einer Nation müssen ihr, nach ihrer Meinung, beystehen, wenn sie in Krieg verwickelt wird, und keine Handlung und Gemeinschaft mit ihren Feinden unterhalten. Ich habe hierüber einen weitläuftigen Streit mit einem Alekri=Mingo, das ist ein Zauberer und Cacique, gehabt, welcher von einigen spanischen

Sol=

Soldaten aus Pensacola beleidigt zu seyn glaubte. Dieser gestand mir ganz aufrichtig, er habe, um sich zu rächen, beschlossen, mit seinen Kriegern einen Einfall in Florida zu thun, und bis an die Thore des Forts Pensacola zu streifen. Um meinen Beyfall zu seiner Unternehmung zu erhalten, fügte er hinzu: er thäte es mit, weil sie dem Kriege zwischen uns und den Engländern ruhig zu sähen, und diese in ihre Hafen aufnähmen.

Ich suchte diesen Allibamon aufs nachdrücklichste auf andere Gedanken zu bringen, um Blutvergiessen und, und Zwistigkeiten mit unsern Nachbarn den Spaniern zu verhüten, und hielt zu dem Ende folgende Rede an ihn, die der Denkungsart dieser Völker gemäß ist.

O Alexi-Mingo, bereite dein Herz, und öffne deine Ohren, um die Stärke meiner Rede zu hören: denn sie wird dir den Verstand wieder geben, den du heut verlohren hast.

Wisse also, daß daß grosse Oberhaupt der Spanier, welches auf jener Seite des grossen gesalzenen Sees in der alten Welt wohnt, wo die Menschen unzählbar sind, ein Bruder (1) des Vaters der rothen Menschen, und Königs in Frankreich ist. Deswegen bin ich gezwungen dir zu sagen, daß mir dein tollkühnes Unternehmen sehr mißfällt, und ich erkläre dir hiermit

(1) Die Wilden nennen ihre Alliirte Brüder.

hiermit ein vor allemal, daß, wenn du auf der Ausführung desselben bestehest, so tödte mich vorher, rc.

Der Cacique antwortete mir: dein Blut ist mir so lieb, wie das meinige, kein Franzose hat mich jemals beleidigt, und ich bin bereit, mich für sie auf zu opfern: dis kannst du unserm Vater versichern. Warum habe ich nicht wie du das redende Pappier, daß meine Worte bis zu ihm kommen könnten: oder ich wollte vielmehr, daß mein Herz hundert Mäuler hätte, deren Reden er hören könnte rc. (1). Nach dieser Freundschaftsversicherung überreichte er mir seine Pfeiffe. Ich rauchte daraus gleichsam um Friede zwischen ihm und den Spaniern zu machen, von denen er beleidigt zu seyn glaubte. Um das Siegel darauf zu drucken, gab ich ihm ein Glas Brantewein und sagte: hier ist Feuer-Wasser, damit reinige deinen Mund, damit er keine böse Reden, wider die Spanier unsre Bundesgenossen, mehr fürbringen möge. Diesem fügte ich noch eine Rolle Tabac bey, den er seine Krieger aus der grossen Friedens-Pfeiffe sollte rauchen lassen. Nach-

(1) Einige Zeit nach der Abreise des Autors, massacrirten die Wilden aus diesem Lande einige Engländer, welche sich dem Fort Toulouse, darinn M. de Grand Maison, der jetzo unter den Truppen in Neuorleans Major ist, kommandirte, bis auf zwey Meilen genahet hatten.

Nachdem meine Rede geendigt war, so kamen alle junge Leute, und drückten mir, wie es bey ihnen gewöhnlich ist, zum Zeichen der Freundschaft die Hand.

Um diesen Caciquen gänzlich zu versöhnen, welcher so sehr wider die Spanier aufgebracht war, sagte ich ihm: ihr Gouverneur erwartete täglich ein Schiff, welches ihm ein redend Pappier mitbringen würde, darinn das grosse Oberhaupt der Spanier beföhle, die Streitaxt aus zu graben, und die Keule über die Köpfe der Blonden aufzuheben, so nennen die Wilden die Engländer, um sie von den Spaniern und Franzosen zu unterscheiden.

Er war hierüber sehr vergnügt, und weil er ein Glas Brantewein mehr getrunken hatte, und auf gutem Wege zu plaudern war, so fragte ich ihn, woher der Haß rühre, den er gegen die Spanier hätte? Er antwortete mir: man habe ihm erzählt; die ersten Krieger mit Feuer-Röhren (1), welche in ihr Land gekommen, hätten Feindseligkeiten darinn ausgeübt, und

das

(1) Als im Jahr 1544 Ferdinand Soto Einfälle in dis Land that, so nannten die Wilden, welche niemals Europäer gesehen hatten, die Spanier feurige Krieger, weil sie Flinten und Pistolen führten. Sie glaubten die Canone sey der Donner, weil sie die Erde erschütterte, und die Menschen in der Ferne tödtete.

das Völkerrecht verletzt. Nach dieser Zeit hätten seine Vorfahren, von Vater auf Sohn, ihren Nachkommen anbefohlen, dis ungerecht vergossene Blut zu rächen. Ich gab ihm zur Antwort, der Herr des Lebens hätte sie schon vorher, durch den Untergang des Ferdinand de Soto, und aller seiner Krieger gerächet.

Ich fügte hinzu: sie müsten gegen die jetzigen Spanier keinen Haß mehr behalten: Philipp II. ihr grosses Oberhaupt, welches zu der Zeit regieret, hätte alle die Grausamkeiten, welche seine Hauptleute in diesen entfernten Ländern ausgeübt, mißbilligt.

Ich erzählte diesem amerikanischen Prinzen, daß Don Francois von Toledo, Vicekönig in Peru, welcher den Thronfolger dieses Königreichs, öffentlich aufhenken, und alle Prinzen von der königlichen Familie der Incos, selbst die Spanier nicht ausgenommen, die von mütterlicher Seite von dem Atahualipa abstammten, ermorden ließ, bey seiner Zurückkunft nach Spanien, für diese Grausamkeit, mit den fürnehmsten Ehrenstellen des Staats belohnt zu werden erwartet hätte. Er sey aber von dem grossen Oberhaupte dieser Nation sehr übel aufgenommen worden; denn der König habe ihm mit einem zornigen Gesichte befohlen, ihm aus den Augen zu gehen, und zu ihm gesagt, ich hatte euch nicht dahin geschickt, um ein Henker der Könige zu seyn, sondern um mir zu dienen und

den

den Unglücklichen beyzustehen. Diese Worte wären ein Donnerschlag in den Ohren des Vicekönigs gewesen, und hätten ihm ein Herzklopfen verursacht, daran er nach wenigen Tagen gestorben. Eben dieser König machte, daß einer seiner Minister, welcher ihn hintergangen hatte, für Schrecken plötzlich starb, indem er nur das einzige Wort zu ihm sagte: wie du lügst?

Der Cacique antwortete mir hierauf mit einem ernsthaften Gesichte: „aber wenn der Oberherr der Spanier wider diesen Vicekönig wegen der Grausamkeiten, die er wider seinen Willen begangen, so sehr erzürnt war, wie du sagest, warum ließ er ihn nicht am Galgen verbrennen, oder ihm den Kopf abschlagen, und schickte diesen nach Peru? Ein solches Beyspiel der Strenge und der Gerechtigkeit, würde diese Völker einigermassen beruhigt haben, denen dieser Officier so unwürdig begegnet hatte: indem er den Erben eines grossen Königreichs, welcher nur von dem Herrn des Lebens abhieng, an einem Galgen, wie einen Dieb, hatte sterben lassen.“

„Auf diese Art, fügte er hinzu, gehen wir rothen Leute, welche die Europäer Wilde nennen, mit boshaften Mördern um, und begegnen ihnen, wie den wilden Thieren in den Wäldern.“

Ich erwiderte ihm: wisse, daß die grossen Oberhäupter der weissen Menschen, welche in der alten Welt wohnen, despotisch sind. Wenn diese ihre Hauptleute, die ihre Kinder oder Unterthanen unterdrückt haben, aus ihrem Gesichte verjagen: so ist dis eine Strafe, welche für solche hochmüthige Chefs, weit empfindlicher ist, als der Galgen, oder hundert Schläge mit der Keule den rothen Menschen.

Ich habe durch dergleichen Reden verschiedene Wilde von ihrem Hasse wider die Spanier abzubringen gesucht, vornehmlich war dieser Cacique dadurch überführt.

Ich glaube, ich habe schon angemerkt, daß die Wilden gegen Beleidigungen sehr empfindlich sind, vornehmlich pflegen sie es sich, wenn sie betrunken sind, wieder zu erinnern, wenn sie jemand beleidigt hat. Ich bin oft Mittler in Zwistigkeiten zwischen Wilden und Wilden gewesen, ich stellte ihnen für, sie müsten wie Brüder mit einander leben, das vergangene vergessen, und ihre männliche Courage nur zur Vertheidigung ihres Vaterlandes anwenden. Ich versicherte sie, wenn sie mir nicht folgten, so würde der grosse Geist auf sie zürnen, und sie durch Mißwachs ihres Kornes strafen.

Wenn sie daher an einander geriethen, und sich schlagen wollten, so hohlten mich meistentheils ihre Weiber, um Schiedsrichter zu seyn.

Ich that immer mein möglichstes sie zu versöhnen, und beyder Ehre zu retten: worüber die wilden Weiber ein grosses Vergnügen blicken liessen. Diese sind sehr regelmäßig gebildet, und haben nichts wildes an sich als den Namen.

In dem künftigen Briefe will ich Ihnen von der Trauer dieser Völker, und wie sie ihre Todten begraben Nachricht geben. Ich bin mein Herr ꝛc.

Aus dem Lande der Allibamons,
den 28sten April 1759.

XVI. Brief.

An eben denselben.

Ihre Trauer und ihre Art die Todten zu begraben. Die Gerechtigkeit, welche sie dem Ritter von Erneville wiederfahren liessen, wegen eines Soldaten, den ein junger Wilder getödtet hatte. Ihre Religion. Ihre List die Hirsche und indianischen Häne auf der Jagd zu beschleichen.

Mein Herr!

Ich habe vorgestern einen Brief von Ihnen erhalten, daraus ich ersehe, daß sie sich wohl befinden, und fortfahren, sich meiner zu erin-

erinnern. Ich habe Ihnen in meinem letzten Schreiben Nachricht von den Heirathen der Wilden gegeben, jetzo will ich Ihnen ihre Trauer beschreiben. Wenn das Oberhaupt der Nation stirbt, so betrauren sie ihn dadurch, daß sie sich nicht kämmen und waschen. Die Männer bemalen sich den ganzen Leib schwarz mit Ruß, den sie in Bärenfett einrühren, und entsagen allen Lustbarkeiten. Wenn einer Frau der Mann stirbt, so betrauert sie ihn ein Jahr dadurch, daß sie allen Schmuck ablegt.

Alle Wilden in dem Lande der Allibamons trinken die Caßine. Dis ist das Laub von einem Baume, welcher sehr viel Aeste hat. Diese Blätter sind zackigt, und nicht grösser wie ein Pfennig. Die Wilden kochen sie, wie wir den Caffee, und trinken diesen Trank mit vielen Cärimonien. Wenn der Trank gekocht ist, so tragen ihn die jungen Krieger in offenen Schalen herum, und überreichen ihn den Kriegern nach dem Range, den Officiers zu erst, und hernach den übrigen, eben so wird die Tabacs-Pfeiffe herum gereicht. Unterdessen, daß man trinkt, machen sie ein lautes Geheul, und lassen die Stimme nach und nach fallen. Wenn man aufhört zu trinken, so lassen sie das Geschrey nach, und wenn man wieder anfängt, so fangen sie auch wieder an. Dis Sauf-Fest dauert zuweilen von des Morgens um sechs, bis des Nachmittags um zwey.

Den

Den Wilden verursacht dieser Trank keine Incommodität, sie legen ihm viele gute Wirkungen bey, und geben ihn ganz leicht wieder von sich.

Die Weiber trinken niemals davon, sondern er ist allein für die Krieger bestimmt. In den Versammlungen von dieser Art, wozu die Weiber niemals gelassen werden, berathschlagen sich die Wilden über ihre politischen Angelegenheiten, und über Krieg und Frieden. Doch erzählt der Ritter von Erneville, daß er die Frau eines obersten Caciquen gekannt, welche unter dem Namen einer Kriegerin, und wegen ihres durchdringenden Verstandes, zu diesen Versammlungen gezogen worden, und ihre Stimme habe oftmals bey Unterhandlungen den Ausschlag gegeben.

Die Allibamons lieben die Franzosen sehr; und haben einen Vertrag mit ihnen aufgerichtet, daß ein Franzose, der einen Wilden tödtet, sterben muß, und so auch umgekehrt. Ein solcher Vorfall trug sich zu, als der Ritter von Erneville unter den Allibamons kommandirte: ein junger Wilder that einen Flintenschuß auf einen Soldaten von seiner Guarnison und ward darauf unsichtbar. Weil dieser Officier den Verbrecher nicht ausfindig machen konnte, so wandte er sich an die Häupter der Nation, und verlangte von ihnen Genugthuung. Sie antworteten ihm: der junge Mensch sey zu einer andern Nation geflüchtet.

Der Ritter war mit dieser Entschuldigung nicht zufrieden, und gab ihnen zur Antwort: der Mord schrie um Rache, und das Blut müsse durch Blut gerochen werden, (so drucken sich die Wilden aus), der Mörder hätte eine Mutter, diese müste an seiner Stelle sterben. Ihre Ausrede war: diese hätte den Mord nicht begangen. Der Ritter erwiderte: er rede, wie die rothen Menschen, welche, wenn einer von ihrem Volke getödtet würde, und sie keine Genugthuung erhielten, sich an einem von der Nation des Mörders rächeten. Er stellte ihnen vor: sie müsten sich, um das gute Vernehmen unter den weissen und rothen Menschen zu erhalten, der Bestrafung der Verbrecher nicht widersetzen. Sie bothen ihm darauf viel Pelzwerk, und ganze Lasten Beute zum Geschenk an, wenn er sich beruhigen wollte. Aber dieser Officier, welcher wegen seiner Uneigennützigkeit, und seines Eiffers im Dienste des Königs bekannt ist, zog das Interesse des Königs dem seinigen, und die Ehre der Nation seinem Glücke vor, und schlug diese Geschenke aus.

Er fügte hinzu: er könne seit dem Tode seines Kriegers nicht mehr ruhig schlafen, und dieser riefe ihm alle Nachte zu: rächet mein Blut. Als sie sahen daß er unerbittlich war, so hielten sie eine Rathsversammlung, und schickten darauf acht Krieger, die ein Officier von ihnen anführte, in des Mörders seiner

Mut-

Mutter Haus. Dieser begab sich mit seinen Leuten sogleich dahin, und stellte der Frau für: weil man ihren Sohn nicht finden könnte, so müste sie das Blut des getödteten Franzosen abwaschen. Die Frau erschrack hierüber sehr heftig, und ließ sich ganz in Thränen gebadet wegführen. Die Verwandten folgten ihr mit sehr traurigen Gesichtern, und einer von ihnen sagte zu dem Officier, der sie wegführte: es ist etwas ausserordentliches, daß meine Schwiegermutter sterben muß, da sie den **Mord** nicht begangen hat. Er schlug für, man sollte einige Zeit warten, er wolle hingehen, und den Mörder herbey schaffen; kurz darauf brachte er ihn in die Versammlung, und sagte zum Herrn von Erneville da ist der Verbrecher, mach mit ihm was du willt. Der Kommandant gab ihnen zur Antwort, sie müsten ihm Genungthuung geben, also bald schlugen sie ihm den Kopf entzwey (1).

Nach dem diese Execution vorbey war, so hielten die Häupter eine Rede an die jungen Leute, und warnten sie sehr, die Hände an die Franzosen zu legen; Sie fügten hinzu, daß

 ein

(1) Dis ist die Art der Todesstrafe bey den Wilden. Man macht keine weitläuftige Proceduren, und weiß von keinen Formalitäten. Ihr Gesetz ist, wer getödtet hat, muß wieder sterben. Es sey denn, daß es durch einen unglücklichen Zufall geschehen, wie im Trunke, im Zorn, oder bey Leibesübungen.

ein jeder, welcher den Verstand verlöhre, und einen Franzosen tödtete, also würde bestraft werden.

Der Ritter von Erneville hielt darauf ebenfalls eine Rede an die Versammlung, und übergab der Nation das Geschenk, welches ihm der Gouverneur für dieselbe geschickt hatte. Die Wilden überreichten ihm alsdenn die grosse Friedens-Pfeiffe, und er und alle französische Soldaten und Colonisten rauchten daraus, zum Zeichen einer völligen Amnestie. Hernach tranken sie Caßine, welches bey ihnen der Trank des weissen Worts, das ist, der Vergessenheit heißt.

Nach dieser Zeit hat uns diese Nation niemals beleidigt. Die Wilden dieses Landes erboten sich im Jahr 1714, in ihrem Lande, auf eigene Kosten, ein Fort zu erbauen, sie räumten es hernach den Franzosen ein, und es bekam den Namen Tolouse. M. de Bienville, welcher damals Gouverneur von Louisiana war, nahm ihr Land, im Namen des Königs, in Besitz (1).

Sie

(1) Dieser Gouverneur stehet bey den Wilden in so hohem Ansehen, daß sie ihn in allen ihren Reden anführen, und sein Andenken ist bey ihnen so fest eingepregt, daß sie ihn nie vergessen werden. Als ich zu ihnen kam, so erkundigten sie sich gleich nach ihm. Ich sagte ihnen, er befinde sich in Paris sehr wohl, welche Nachricht ihnen ungemein angenehm war.

Sie haben die Engländer niemals in ihr Land wollen kommen lassen, und lachen über die Drohungen des Königs von England. Denn ein jeder Cacique oder Chef eines Dorfes siehet sich selbst als einen Souverain an, der nur von dem grossen Geiste abhängt.

Die Allibamons nennen ihr Land, das weisse, oder das Friedensland, und sitzen stille, das heißt sie greifen niemanden an. Sie sagen: die Streitaxt sey bey ihnen begraben, und alle Völker des Erdbodens können mit aller Sicherheit zu ihnen kommen, und Handel und Wandel unter ihnen treiben.

Hier ist ein Stück von einer Rede, welche ich einen ihrer Anführer habe halten hören: „Jünglinge und Krieger, verachtet den Herrn des Lebens nicht; der Himmel ist blau, die Sonne ist ohne Flecken, das Wetter ist helle, die Erde ist weiß, und alles ist ruhig auf ihrer Oberfläche, es muß darauf kein Menschen Blut vergossen werden. Man muß den Geist des Friedens bitten, daß er die Ruhe unter den Völkern, die um uns her wohnen, erhält.“

„Wir haben itzo keine andere Beschäftigung, als mit den Tygern, Bären, Wölfen, Hirschen und Rehen Krieg zu führen, um ihre Haut zu bekommen, und sie an die Europäer zu verhandeln, die uns dafür mit allen Nothwendigkeiten für unsere Weiber und Kinder versehen.“

Alle

Alle Amerikaner können weder lesen noch schreiben. Sie erstaunen, daß man vermittelst des Pappiers so entfernt mit einander reden kann, und betrachten die Briefe mit Verwunderung.

Wenn man ihnen einen Brief anvertrauet, so bestellen sie ihn sehr genaau, und wenn sie Flüsse paßiren müssen, und es auch noch so stark regnet, so lassen sie den Brief nicht naß werden. Sie handeln mit Franzosen, Engländern und Spaniern, sie lieben aber die letzte Nation nicht, und führen eher Krieg mit ihr, als mit einer andern Nation, wegen der Grausamkeiten, die diese an den Mexicanern ausgeübt. Sie haben ein unvergleichlich Gedächtniß, und vergessen niemals eine Beleidigung.

Die Allibamons erkennen ein höchstes Wesen, welches sie Soulbieche nennen. Ich habe sie zuweilen gefragt, was sie von einer zukünftigen Welt dächten? Ihre Antwort war: wenn sie keinem andern die Frau verführt, und in ihrem Leben niemanden getödtet, und bestohlen hätten: so würden sie nach ihrem Tode in ein sehr fruchtbares Land kommen, wo es ihnen weder an Weibern noch an guter Jagd fehlen, und wo ihnen alles leicht von statten gehen würde. Wenn sie hingegen närrisch gewesen wären, und den grossen Geist verachtet hätten, so kämen sie nach dem Tode in ein unfruchtbar Land, voller

Dornen

Dornen und Disteln, wo keine Weiber und keine Jagd seyn würde. Dis ist alles, was ich von ihrem Glauben habe erfahren können.

Die Allibamons begraben ihre Todten sitzend, und geben davon zur Ursach an, weil der Mensch aufrecht ist, und seine Augen gegen den Himmel gekehrt hat, deswegen begraben sie ihre Todten in dieser Stellung. Man steckt dem Todten eine Tabacs-Pfeiffe voll Tabac in den Mund, damit er mit den Einwohnern der andern Welt Freundschaft machen könne. Wenn ein Krieger stirbt, so wird er mit seinen Waffen begraben, diese bestehen in einer Flinte mit Pulver und Bley, einem Köcher voller Pfeile, einem Bogen einer Keule oder Streitaxt, einem Spiegel, und etwas rothe Farbe, um sich in dem Lande der Geister zu schmücken (1).

Wenn sich ein Mensch selbst umbringt, es sey aus Verzweiflung oder in einer Krankheit, so wird er nicht begraben, sondern in einen Fluß geworfen, denn sie halten einen solchen für niederträchtig.

Ich habe gesagt, daß die Wilden ihr Unglück mit einer heldenmüthigen Standhaftigkeit ertragen. Der Fanatismus dieser Völker bestehet darinn, daß wenn einer von ihnen im Kriege

(1) Die Wilden führen gemeiniglich eine kleine Axt bey sich, und einen Spiegel der ihnen am Arme hängt.

Kriege gefangen wird, so erwartet er nichts anders als verbrannt zu werden. Alsdenn singt er seinen Todtengesang, welcher ungefähr so lautet: „Ich fürchte weder den Tod noch das Feuer, quälet mich so viel ihr wollt, denn meine Nation wird meinen Tod rächen.“

Dis bewegt zuweilen die Feinde seine Marter zu verkürzen, oder ihm gar das Leben zu schenken, in dem sie einen solchen einen tapfern Mann nennen.

Wenn sich unter ihnen ein unruhiger Kopf, oder Stöhrer der öffentlichen Ruhe findet, so verweisen ihn die Aeltesten mit folgenden Worten aus dem Dorfe: „du kannst hingehen; wisse aber, daß, wenn du todt geschlagen wirst, so wird dich deine Nation nicht rächen, noch beweinen.“ Wer unordentlich lebt, wird bey diesen Völkern eben so wol wie bey den Europäern, verachtet (1).

Die Wilden ziehen gewöhnlich gegen das Ende des Octobers auf die Jagd. Die Allibamons

(1) Die jungen Wilden streiffen zuweilen in den Dörfern herum, und entführen Weiber und über dergleichen Räubereyen entstehen oft Kriege unter den Stämmen; denn sie streiten niemals über ein Stück Landes, weil sie mehr haben, als sie bauen können. Es ist bey den Wilden ein Hauptverbrechen, einem andern die Frau zu entführen, und wenn es die Frau eines Caciquen ist, so ist die Nation schuldig diesen Schimpf zu rächen.

mons gehen 60 bis 80 ja zuweilen 100 Meilen von ihrem Dorfe, sie nehmen ihre Familien in ihren Piroguen mit, und kommen erst am Ende des Merzes, welches bey ihnen die Zeit der Aussaat ist, wieder zu Hause. Von diesen Jagden bringen sie viele Felle und eingesalzen Fleisch mit zu Hause. Wenn sie wieder in ihrem Dorfe angekommen sind, so tractiren sie ihre Freunde, und beschenken die Alten, welche nicht haben mitgehen können, und die während der Jagd die Cabanen des Dorfes bewachen.

Diese Völker bedienen sich einer besondern List die Hirsche zu fangen. Sie nehmen den Kopf von einem Hirschbocke mit in die Wälder, bedecken sich mit einer Hirschhaut, und stecken einen Arm in den Hirschkopf: alsdenn knien sie nieder und brüllen wie ein Hirsch. Durch diese Stellung lassen sich diese Thiere verführen, und kommen den Jagern sehr nahe, welche sie alsdenn niemals verfehlen. Es giebt Wilde, die auf diese Art an 400 Hirsche auf einer Winterjagd schiessen.

Sie gebrauchen eine ähnliche List, um die wilden kalekutschen Häne in den Wäldern zu schiessen. Einer von ihnen legt das Fell von einem kalekutschen auf die Schultern und ein Stück rothes Tuch auf dem Kopf. Unterdessen daß diese Thiere hiernach sehen, schiessen sie die andern Jäger mit Pfeilen. Sie gebrauchen gegen diese Häne keine Flinten, um sie

nicht

nicht zu verscheuchen. Die Wilden haben mich oft mit einem Essen von diesem Wildpret bewirtet, die fürnehmlich im Herbst unvergleichlich sind.

Die Wilden sind auch sehr geschickt im Fischen: sie gebrauchen dazu weder Netze noch Angeln, sondern nur ein Rohr von Schilfe, welches sehr häuffig an den Flüssen wächst. Dis trocknen sie und spitzen es an dem einen Ende zu wie einen Wurfspieß, an das andere Ende binden sie einen Strick von Baumbast. Diese Wurfspiesse werfen sie aus ihren Canots auf die Fische, und ziehen sie vermittelst des Strickes wieder zu sich. Einige schiessen die Fische mit Pfeilen, welche wenn sie verwundet sind, oben auf das Wasser kommen.

Ehe ich die Beschreibung von den Allibamons endige, muß ich Ihnen noch melden, daß sie im Julius, welches die Zeit ihrer Erndte ist, ein sehr grosses Fest feyern. An diesem Festtage, welchen sie ohne zu essen zubringen, zünden sie das neue Zauberfeuer an, hernach reinigen sie sich, und bringen ihrem Manitu die Erstlinge ihrer Früchte zum Opfer. Das Fest wird mit Tänzen der Religion beschlossen. Die Allibamons haben auch Zauberer. Ich muß Ihnen eine lächerliche Geschichte erzählen welche mir mit einem Menschen von diesem Handwerke begegnet ist. Als ich den Fluß der Allibamons herauf ruderte, kam ein Zauberer

mit

mit einigen Wilden, so wol Männern als Weibern, zu mir, und bat mich um Brantewein. Ich gab ihm eine Bouteille, welche er mit seiner Gesellschafft austrank. Als er darauf noch mehr forderte, so gab ich ihm zur Antwort, ich hätte keinen mehr. Dis wollte er nicht glauben, und sagte, um mich furchtsam zu machen: er sey ein Schwarzkünstler, und wenn ich ihm keinen Brantwein geben würde, so wollte er mich mit meinem Fahrzeuge bezaubern daß ich nicht von der Stelle kommen sollte. Ich gab ihm zur Antwort: ich fürchtete mich nicht für ihm, ich wäre selbst ein Arzt. Dis machte ihn stützig.

Er verlangte von mir, ich sollte ihm die Wirkungen meiner Kunst zeigen: ich gab ihm zur Antwort, er möchte den Anfang machen Nach vielem Disputiren fing ich an einige lächerliche Geberden zu machen, und sahe in ein Buch. davon der Zauberer nichts verstand. Ich verlangte darauf von ihm, er sollte mich allein lassen, welches er auch that. Denn es ist die Gewohnheit der Zauberer, daß sie allein sind um den Wilden ihre Betrügereyen zu verbergen. Ich hatte ein wild Katzenfell, daraus man das Fleisch und die Knochen, durch eine Oeffnung unter dem Halse genommen hatte. Dis gab ich dem Zauberer und verlangte von ihm, er sollte ihm die Augen und das Leben wieder geben. Er antwortete, dis sey unmöglich. Hierauf sagte ich: ich sehe, daß du nur noch ein Anfänger in der Zauberey bist, ich will es thun.

Ich hatte aus Frankreich ein paar emaillene Augen mit gebracht, die sehr natürlich aussahen. Diese setzte ich in den Kopf der wilden Katze, und steckte in das Fell ein lebendig Eichhörnichen. Als dis geschehen war, öfnete ich mein Zimmer und ließ die Wilden herein kommen; der Zauberer war vor an. Als die Wilden sahen, daß sich das Eichhörnchen in meinen Armen in dem Katzenfell bewegte, so erstaunten sie, und der angebliche Zauberer rief aus; ich wäre ein wahrer Arzt und Zauberer, weil ich todte Katzen wieder lebendig machen, und ihnen die Augen wieder geben könnte. Nachdem die Wilden das Thier lange mit Verwunderung betrachtet hatten, so warf ich es auf die Erde und stach das Eichhörnchen unvermerkt mit einer Nadel: dis machte daß es mit dem Katzenfelle auf die Zuschauer zulief, welche mit einem Geschrey zurück wichen, fürnemlich flohen die Weiber aus meinem Fahrzeuge, und waren fest überzeugt, ich sey ein Hexenmeister. Ich sprang alsdenn auf die wilde Katze zu, und ließ das Eichhörnchen behende aus dem Felle heraus, drückte darauf die Zähne in dem wilden Katzenfelle an meine Brust, und warf sie mit einem Geschrey zu Boden, als ob sie mich gebissen hätte. Der Soldat, den ich dazu bestellt hatte schlug also bald mit seiner Keule darauf zu, um die wieder lebendig gemachte Katze zu tödten, daß sie ihren Herren gebissen hatte.

Nach dieser lächerlichen Scene gab ich das Fell dem Zauberer in die Hände, und befahl ihm sie wieder lebendig zu machen, wie ich gethan hätte. Er bekannte aber meine Arzneykunst sey grösser wie die seinige. Ich sagte ihm zugleich, er möchte nun mein Fahrzeug bezaubern, daß es nicht von der Stelle kommen könnte. Er antwortete mir: ein Zauberer könnte dem andern nichts thun, und ich wäre sein Meister in dieser Kunst (1). Alle Wilden welche an dem Flusse auf der Jagd waren, brachten mir Wildpret, um mich zu bewegen, daß ich mein Zauberstück noch einmal machen sollte. Ich fürchtete mich aber, entdeckt zu werden, und um meine Ehre zu erhalten, sagte ich ihnen: ich könnte es nicht mehr thun, indem das

(1) Die Wilden setzen ein grosses Vertrauen auf ihre Aerzte. Die Hütte des Zauberers ist mit Fellen angefüllt, die ihm zur Decke oder zur Kleidung dienen. Er gehet ganz nackend darhinein, und redet einige Worte, die niemand verstehet. Dis geschieht, wie sie sagen, um den Geist zu citiren. Hernach stehet er auf, schreyet, bewegt sich, scheint ausser sich zu seyn, und das Wasser läuft ihm von seinem ganzen Körper. Die Hütte bewegt sich alsdenn, und die Wilden glauben: dieses geschehe durch die Gegenwart des Geistes. Die Sprache welche er dabey redet, ist gänzlich von der Wilden ihrer verschieden. Dieses Gewäsche geben die Betrüger vor eine göttliche Eingebung aus. So haben von jeher in allen Ländern die Listigen die Dummen hinter das Licht geführt.

Thier gewiß einen von ihnen beissen würde, wie es mir schon gethan hätte.

Es ist zuweilen bey ihnen gefährlich ein Arzt zu seyn, denn wenn ein Kranker stirbt, so geben sie seinen Todt meistentheils der Medicin schuld. Deswegen wollte ich niemanden rathen, die Leichtgläubigkeit dieser Leute zu misbrauchen. Ich sagte ihnen; ich hätte nachdem mich die wilde Katze gebissen, die Zauberey abgeschworen, und erkennete keinen andern Arzt mehr, als den Herrn des Lebens. Diesen möchten sie anrufen: denn er wäre der Vater der rothen Menschen, und die weissen wären ihre ältern Brüder.

Die geglaubte Wiederlebendigmachung der wilden Katze, gab mir unter den Zauberern dieses Landes ein grosses Ansehen, auch so gar die aus dem spanischen Florida trieb die Neugierde, daß sie zu mir kamen. Sie vereinigten sich mit den Aerzten der Allibamons, und baten mich, ich möchte das Zauberstück noch einmal machen, welches ich unterweges gemacht hätte. Ich gab ihnen zur Antwort: es sey mir leid, daß ich ihnen dieses versagen müste, ich hätte es verschwohren. Um sie aber doch nicht unzufrieden über mich wieder nach Hause gehen zu lassen, begegnete ich ihnen sehr freundlich, und versicherte sie; das grosse Oberhaupt der Franzosen, und der Vater der Wilden, sey ihrer Nation, und fürnehmlich ihnen sehr gewogen;

die Aerzte die Klügsten in der Nation wären, so wäre ich deswegen abgeschickt, ihnen im Namen des Königs ein Geschenk zu bringen, und M. Aubert hätte Befehl vom Gouverneur, es unter sie auszutheilen.

Ich fügte hinzu: ich wäre begierig mit ihnen genaue Bekanntschaft zu machen, und bat sie mir ihre Namen zu sagen. Diese Völker nehmen gewöhnlich den Namen eines Thieres an, zum Beyspiel eines Bären oder Tyger. Die Ernsthaftigkeit, mit der ich diese Frage that, machte, daß sie mich fragten, ob ich ihre Namen wissen wollte, um ihrem Vater von ihnen durch das redende Pappier Nachricht zu geben, ich beantwortete diese Frage mit ja.

Ihrer Namen welche ich auf diese Art erfahren hatte, bediente ich mich zuweilen um unter ihnen einen Wahrsager abzugeben.

Ich verschloß mich alsdenn in eine von ihren Cabanen, und ließ einen Soldaten, dem ich die Anzahl der Buchstaben eines jeden Namens gesagt hatte, einen von ihnen auf die Schulter fassen, und so oft mit einem Stocke schlagen, als der Name dessen, den er angefaßt hatte, Buchstaben enthielt, und so errieth ich, wen er angefaßt hatte. Dis konnten sie nicht begreiffen, und bekannten, daß es über ihren Verstand sey.

Herr Godeau, Regiments-Feldscherer bey der Guarnison auf dem Fort im Lande der Allibamons, hatte schon vor mir den Wilden ein Zauberstück gezeigt. Er wies ihnen ein Glas mit Quecksilber; weil sie niemals dergleichen gesehen hatten; so baten sie es sich von ihm aus. Er gab ihnen zur Antwort; er wolle es ihnen sehr gern geben, er hätte aber das Glas nöthig, goß das Quecksilber auf den Boden, und erlaubte ihnen es weg zu nehmen. Doch sie konnten es niemals auffassen, denn es entwischte ihnen immer unter den Händen weg. Dis machte, daß die Wilden glaubten, der Mercurius sey ein Geist, der sich theilte und wieder vereinigte. Sie erstaunten noch mehr, als sie sahen, daß Herr Godeau ihn mit einem Kartenblatte wieder aufnahm und in das Glas schüttete. Er goß alsdenn Scheidewasser darauf welches das Quecksilber gänzlich auflösete, so daß sie es nicht mehr sahen. Nach diesem verehrten ihn die Wilden als einen grossen Zauberer.

M. de Montberaut hat nunmehro die Kommandanten-Stelle über das Fort dem M. Aubert, Aide-Major von Mobile, übergeben. Ich habe deswegen an den Gouverneur geschrieben, und ihm fürgestellt, daß ich, da ich älter im Dienst bin, als dieser Officier, hier nicht unter ihm dienen kann, und da es der Ordonance des Königs zu wider ist, daß ein älterer Officier unter einem jüngern stehe, so habe ich gebeten,

beten, daß er mich nach Neuorleans zurück beruffen möchte, damit ich mit dem ersten Schiffe nach Europa abgehen kann, wo ich die Ehre haben werde Sie mündlich zu versichern, daß ich mit aller Hochachtung bin ꝛc.

Aus dem Lande der Allibamons
den 2 May 1759.

N. S. Ich habe vergessen Ihnen Nachricht von einem Besuche zu geben, den der Kayser der Kaouytos kurz nach der Abreise des M. de Montberaut bey uns abgestattet hat. Ich will Ihnen die Umstände davon kürzlich erzählen.

Weil wir durch einen Courier von der Ankunft seiner indianischen Majestät benachrichtigt worden; so gieng ich demselben entgegen, um ihn in einiger Entfernung vom Fort zu empfangen. Ich hatte einige Soldaten ausgestellt, welche durch Musqueten-Schüsse den Canoniers das Zeichen geben musten, in dem Augenblicke die Canonen abzubrennen, da der Prinz seine Hand in die meinige legte. Er ritt ein Spanisches Pferd mit einem englischen Sattel und einer Decke von einem Tygerfell.

Dieser Kayser ritte sehr gravitätisch vor seiner Begleitung her: ich konnte mich kaum des Lachens enthalten, da ich so viele grosse und wohlgewachsene Leute ganz nakend sahe, die ihre Leiber mit allerley Farben bemahlt hatten.

Sie giengen alle wie Capuciner, einer hinter dem andern, nach ihrem Range, her. Der Prinz schien von der Ehre bezaubert zu seyn, die man ihm erzeigte, er hatte niemals Canonen gesehen und nannte sie grosse Flinten.

Er trug auf seinem Kopfe einen rothen Federbusch. Seine Kleidung war von rothen Scharlach mit Aufschlägen nach englischer Mode, und unächten Dressen besetzt. Er hatte weder Weste noch Hosen an, sondern nur ein Stück rothes Tuch, welches ihm zwischen den Beinen durch gieng und mit einem Gürtel befestigt war. Ueber seinen Rock trug er ein gesticktes Hemde von weissem Linnen, und hatte eine Art Halbstiefel an, die aus gelbgefärbtem Hirschleder gemacht waren. Weil er nur erst 18 oder 19 Jahr alt war, so hatte ihm seine Nation einen Greis von edler Geburt zum Hofmeister gesetzt. Dieser hielt im Namen seines Souverains eine Rede an den M. Aubert, und überreichte ihm die Friedens-Pfeiffe. Nachdem die gegenseitigen Complimente vorbey waren, so bat ihn der Kommandant sich auszuruhen. Denn es ist eine Gewohnheit der Wilden, daß sie erst den folgenden Tag nach ihrer Ankunft von politischen Angelegenheiten sprechen, um Zeit zur Ueberlegung zu haben.

Herr Laubene königlicher Dolmetscher übersetzte die Reden des Hofmeisters des Kaysers, der zugleich sein Canzler war. Er erzählte die grossen

grossen Dienste, welchen der verstorbene Vater seines Herrn den Franzosen erwiesen, und daß der Sohn immer begierig gewesen, sie zu besuchen, um die Freundschaft zu erneuern, welche zwischen seiner Nation und der unsrigen beständig gewesen, und mit uns aus der Fridens-Pfeiffe zu rauchen.

Sein Vater war in der That dem M. de Bienville allezeit ergeben gewesen, und aus dieser Ursache hatte derselbe diesem Caciquen den Titel eines Kaysers beygelegt. M. de Bienville wollte auch, daß alle Stämme der Allibamons ihn für ihr Oberhaupt erkennen sollten; sie weigerten sich aber es zu thun, und sagten; es sey genug daß ein jedes Dorf seinen Caciquen hätte, und konnten nicht dahin gebracht werden, etwas in ihrer alten Regierungsform zu ändern.

Der Kayser, sein Hofmeister, sein Feldherr, sein Arzt, und sein Leibbedienter, erschienen den folgenden Tag um 10 Uhr vor unserm Kommandanten, wo wir alle versammlet waren. Was den Kayser betraf, so war seine kayserliche Kleidung an diesem Tage von der Kleidung seiner Hofleute nicht unterschieden, sie waren alle gekleidet, wie Adam im Paradise (1).

(1) Den Rock, welchen der Kayser bey seiner Ankunft trug, hatte ihm ein englischer Hauptmann gegeben, und er hatte ihn diesen Tag aus Politic nicht angezogen, um von uns einen geschenkt zu bekommen.

Dieser junge Prinz hatte eine majestätische und liebenswürdige Leibesgestalt, und eine edle und kluge Mine. Während seines Aufenthalts alhier ist er auf Kosten des Königs unterhalten worden. Weil er von meiner Statur war, so bat mich der Kommandant, ihm einen blaueu Rock, eine mit Gold besetzte Weste, einen Dressenhut mit einer Feder, und ein Hemd mit gestickten Manschetten zu geben.

M. Aubert gab ihm auch auf Rechnung des Königs einige geringe Geschenke, wie auch denen, die in seinem Gefolge waren, welche alle sehr vergnügt wieder abreiseten.

Ihr Land liegt zwischen Carolina und dem östlichen Florida, gegen Osten von Mobile. Die Spanier haben diese Völker, welche sich vor ihre Feinde erklärt, niemals überwinden können. Der Kayser und sein Hofmeister speiseten alle Tage bey unserm Kommandanten, aber den übrigen erzeigte man diese Ehre nicht, um ihnen eine desto grössere Hochachtung gegen die französischen Officiers beyzubringen. Der Kayser war das erstemal da er mit uns speisete, sehr verlegen, denn er hatte niemals mit einer Gabel gegessen, und er gab deswegen sehr genau auf uns Achtung, wie wir assen, um uns nachzuahmen. Aber sein Hofmeister hatte so viel Gedult nicht: dieser nahm das Bruststück von einem welschen Hahne, und riß es mit seinen

nen Fingern entzwey; indem er sagte: der Herr des Lebens hätte die Menschen vor den Messern und Gabeln geschaffen.

Gegen das Ende der Tafel hatten wir ein kleines Nachspiel. Der erste Bediente des Kaysers stand hinter Sr. Majestät: dieser hatte gesehen, daß wir Senf zum Fleische assen, und fragte den M. Boudin, was dis für ein Essen sey, welches uns so gut zu schmecken schiene. Der Officier, welcher ihre Sprache redete, indem er 40 Jahre unter ihnen gelebt, antwortete ihm, wenn er Lust dazu hätte, so möchte er davon essen. Sogleich nahm der Wilde einen Löffel voll davon; der Senf welcher sehr scharf war, verursachte, daß er allerley Verzuckungen und lächerliche Gebärden machte, worüber sein Herr aus vollem Halse lachte. Doch dem Bedienten war hierbey ganz anders zu Muthe, er glaubte vergiftet zu seyn. M. Aubert ließ sogleich Brantewein geben, schenkte ihm ein Glas voll ein, und versicherte ihn sehr ernsthaftig: dis sey ein Gegengift, welches ihn also bald curiren würde.

Die Kaouytas sind, was ihre Religion betrift, sehr zurückhaltend gegen Fremde, und reden niemals von öffentlichen Angelegenheiten, ohne vorhergehende reifliche Ueberlegung.

Diese Völker halten jährlich in dem Hauptflecken ihres Landes eine allgemeine Versamm-

lung. Sie haben dazu eine grosse Cabane erbauet, darinn sitzen sie nach ihrem Range, und ein jeder hat das Recht, wenn die Reihe nach seinem Alter seiner Fähigkeit und Weisheit, und den Diensten die er dem Vaterlande gethan hat, an ihn kommt, zu reden.

Ihr Oberhaupt eröfnet die Versammlung durch eine Rede, über die Geschichte, oder Tradition ihres Landes. Er erzählt die Thaten seiner Vorfahren, und ermahnt seine Unterthanen, ihre Tugenden nachzuahmen, das menschliche Elend geduldig zu ertragen, und vornämlich nicht wider den grossen Geist, der der Herr des Lebens aller Geschöpfe auf Erden ist, zu murren; sondern im Unglück standhaft zu seyn, und alles fürs Vaterland und die Freyheit aufzuopfern; indem es tausendmal rühmlicher sey, zu sterben, denn als ein Sclave zu leben.

Wenn der Chef seine Rede geendigt hat, so stehet der älteste Greiß auf, grüsset seinen Souverain, und redet die Versammlung an: sein Leib ist bis an den Gürtel entblösset, und die heftige Bewegung, mit der er redet, verursacht, daß er über den ganzen Leib schwitzt. Er zwingt durch seine Beredsamkeit meistentheils die ganze Versammlung, alles zu glauben, was er sagt. Die Versammlungen werden mit vieler Anständigkeit gehalten, man höret darinn kein unnütz Geschwätz, kein unzeitiges

ges Händeklatschen, uud kein unmäßiges Lachen. Die Jünglinge sind darin sehr behutsam, und hören aufmerksam auf die Reden der Alten, weil sie wissen, daß diese zu ihrem Besten abzielen.

XVII. Brief.

An eben denselben.

Der Autor reiset aus dem Lande der Allibamons. Seine Schiffarth auf dem Flusse Tombeckbe. Er entgehet einem Crrocodil. Er trift einen Trupp aufrührischer Chactas an: bringt sie wieder zu ihrer Schuldigkeit. Seine Rückreise nach Mobile.

Mein Herr!

Auf den Brief, welchen ich an den Gouverneur geschrieben hatte, habe ich keine andre Antwort, als nur eine Ordre, erhalten, nach Mobile zu gehen, und daselbst unter dem Kommando des M. de Velle zu dienen. Anstatt also die Erlaubniß zu erhalten, nach Frankreich zu gehen, erhielt ich Befehl eine Convoye mit Lebensmitteln nach dem Fort Tombeckbe zu führen,

führen, welches an dem Flusse dieses Namens liegt. Dieser Posten ist zehn Meilen von der Nation der Chactas entfernt. Ich habe meine Ordre mit aller Genauigkeit und zur größten Zufriedenheit meiner Vorgesetzten, befolgt, und kann hiervon schriftliche Zeugnisse aufweisen.

Den 22sten August 1759 reisete ich mit drey Fahrzeugen, welche mit Soldaten und wilden Mobiliern besetzt waren, von Mobile ab. Die Mobilier bieten sich den Franzosen, gegen eine geringe Belohnung die man ihnen giebt, zum Rudern an.

Nachdem man auf dem Flusse Mobile ungefähr 15 Meilen geschifft hat; so kömmt man an einen Ort la Fourche genannt, wo sich die beyden Flüsse Mobile und Tombekbe vereinigen. Den 27 August gieng ich mit meinen Fahrzeugen in den letztern, um darauf bis an das Fort herauf zu fahren. Wir waren in der schönsten Jahrszeit, und ich hatte an einem sehr angenehmen Orte nahe an dem Ufer ankern lassen. Die Wilden fingen hier sehr viel Fische, und beschenkten mich mit einem, der ungefähr 4 Fuß lang seyn mochte, und von einer Art Fische war, die sehr gut zum dörren sind. Weil das Wetter sehr klar war, so ließ ich mein Zelt nicht aufschlagen, sondern legte mich auf einen kleinen Hügel von Rasen, wo ich die Aussicht auf den Fluß hatte. Hier ließ ich mir die Bären Haut ausbreiten, welche ich von meinem Gouverne-

mene

ment auf der unbewohnten Insel bekommen hatte, wickelte mich in mein Zelt, und bedeckte das Gesicht wegen der Abendluft, welche in diesen Ländern sehr schädlich ist. Diese Nachläßigkeit wäre mir aber beynahe sehr theuer zu stehen gekommen, wie Sie gleich hören sollen.

Ich hatte meinen Fisch zu meinen Füssen legen lassen, aus Furcht er möchte mir gestohlen werden, und schon eine Stunde ruhig geschlaffen, denn die Völker welche an diesen Ufern wohnen, sind unsre Freunde und Bundesgenossen. Auf einmal fühle ich daß ich mit grosser Gewalt fort geschleppet werde, ich fahre aus dem Schlafe auf in der Meinung man wolle mir einen Streich spielen, und fange an zu schreyen. Aber wie groß war mein Erstaunen, als ich ein Crocodil erblickte, welches über 20 Fuß lang war, und mich durch seine ungeheuere Grösse, und den übeln Geruch seines Bisams erschreckte. Ich versichere Sie, daß ich mich niemals so erschreckt habe.

Dis Thier war durch den Geruch meines Fisches angelockt worden, den ich zu meinen Füssen liegen hatte. Und war in der dunkeln Nacht aus dem Flusse gegangen, hatte sich mit grosser Begierde über seine Beute hergemacht, und mit seinen Zähnen ein Ende von meinem Zelte mit gefasset, darein ich mich gewickelt hatte, und schleppete mich also mit nach dem Fluß, fort. Am Ufer war ich noch so glücklich mich loß zu wickeln,

wickeln, und kam mit der Furcht davon, das Zelt gieng verlohren und ich behielt nichts als meine Bärenhaut. Diese Geschichte kan bey Leuten, die das Wunderbare lieben, für ein Wunderwerk angesehen werden.

Die Collapissas und Ouanchas, welche an den Ufern dieses Flusses wohnen, schlagen sich mit den Crocodillen im Wasser herum. Sie nehmen ein Stück hartes Holz, welches an beyden Enden spitzig und mit Eisen beschlagen, in die Hand, und schwimmen damit, mit ausgestreckten Arm, in den Fluß: das Crocodil nahet sich, mit offenem Rachen, um den Arm des Wilden zu verschlingen, der ihm den Arm mit dem Stück Holz in den Rachen steckt, und das Crocodil durchbohret sich, indem es zubeisset, die beyden Kinnbacken, und kann sie nicht mehr auf noch zu thun: die Wilden ziehen es alsdenn ans Ufer. Diese Völker stellen dergleichen Fang sehr oft an, und eben so machen es die Negern in Guinea und Senegal.

Nachdem man ohngefähr 60 Meilen zwischen Wäldern und Gebirgen, die am Ufer des Flusses sind, fort gerudert ist, so kommt man an Oerter, wo das Wasser so niedrig ist, daß man die Fahrzeuge muß ausladen, und die Waaren in den Wäldern verbergen. Ich sahe mich genöthigt eben dieses zu thun, die Lebensmittel und Ammonition ausgenommen, welche ich nicht aus den Augen liesse. Ich bin in meinem

meinem Leben in keiner übelern Lage gewesen: Wir musten die Fahrzeuge über 15 Meilen ziehen, und ich stellte mich selbst mit an die Stricke, um den Leuten ein gut Exempel zu geben. Das übelste hierbey war, daß wir alle Augenblick befürchten musten, angegriffen und geplündert zu werden. Unterweges traf ich eine Parthey aufrührischer Chactas an, die zu den Engländern übergehen wollten. Diese suchte ich zu überreden, daß sie wieder umkehren sollten. Sie waren an einem Orte über den Fluß gegangen, welcher Taskaloussas, das ist der weisse Berg, heißt (1). Ihr Anführer mit Namen Mingo Houmas war so verwegen, und forderte mit Gewalt Brantewein von mir, indem er seine Axt über meinen Kopf aufhob. In dieser Bedrängung sagte ich ihm: ich fürchtete den Tod nicht; ich hätte meinen Leib weggeworfen (2), und wollte gern sterben, weil ich überzeugt wäre, daß wenn er mich und die kleine Anzahl meiner Krieger tödtete, so würde das grosse Oberhaupt der Franzosen, jenseit des Meeres mein Blut an ihrer Nation rächen, und so viel Krieger dahin schicken, wie Laub auf den Bäumen.

Meine

(1) Besteht aus einer Art Kreide, welche in Europa sehr würde geschätzt werden.

(2) Das heist, sich fürs Vaterland aufopfern.

Meine Standhaftigkeit setzte diese Völker in Erstaunen, sie sagten: ich wäre ein tapferer Mann, und machte, daß sie ihren Verstand wieder bekämen, den sie hätten verlohren gehabt, da sie den Entschluß gefasset, die Hand ihres Vaters zu verlassen. Sie hoffeten aber, ich würde das Vergangene vergessen, denn ich wäre gütig. Man überreichte mir darauf die Friedens-Pfeiffe welche ich annahm, und sagte: ich wollte daraus mit neuem Feuer rauchen, um das Bündniß mit den Chactas zu verneuern, und damit sie überzeugt seyn möchten, daß das Vergangene sollte vergessen seyn, so sollte sich die Pfeiffe von selbst entzünden. Ich hatte ein Glas mit Phosphorus bey mir, den ich mit aus Frankreich gebracht hatte, von diesem that ich ein wenig in die Pfeiffe, sahe gen Himmel und sprach einige Worte, unterdessen hatte sich der Phosphorus entzündet und die Pfeiffe angesteckt. Hierüber erstaunten nicht nur die Wilden, sondern auch die Franzosen, welche ich bey mir hatte, indem sie dergleichen niemals gesehen hatten.

Hierauf beschenkte ich sie mit einigen europäischen Kleinigkeiten, und ihren Anführer mit einer Bouteille Brantewein. Denn es ist eine Gewohnheit bey den Wilden, man muß sie beschenken, um das, was man gesagt zu bestätigen. Sie drückten mir alsdenn alle die Hand, zum Zeichen der Freundschaft, und nahmen den Weg nach ihrem Dorfe zurück.

Bey

Bey dem Abschiede bezeugten sie nochmals ihre Reue über die Narrheit, welche sie begangen, und wir schieden sehr vergnügt von einander.

Kurz darauf fiel ein so starkes Regenwetter ein, daß der Fluß ungemein anwuchs. Ich hatte einen Wilden an den M. de Chabert Kommandanten auf dem Fort Tombeckbe, abgeschickt, dieser schickte mir ein Detaschement, unter dem M. de Cabaret, einem sehr geschickten Officier, entgegen, welcher Lebensmittel für meine Leute mit brachte woran es uns anfieng zu fehlen.

Unsre Europäischen jungen Herren, welche gewohnt sind Toiletten und Schlafröcke bey sich zu führen würden hier von den Wilden für Weiber und nicht für Officiers angesehen werden, und einen schlechten Aufzug in den Kriegszügen in diesen Ländern machen, wo man im Sommer ungemeine Hitze und im Winter ausserordentliche Kälte ausstehen, unter freyem Himmel schlafen, und immer in Furcht seyn muß, von den Wilden überfallen zu werden. M. Braddock kommandirender General in Neu-Engelland hat hiervon eine traurige Erfahrung gehabt, als er im Jahr 1755 das Fort Quene erobert hatte. Denn er wurde von einer kleinen Anzahl Franzosen und Wilden überfallen, und mit allen seinen Leuten nieder gemacht.

Den 25ten Sept. kam ich endlich glücklich auf dem Fort Tombeckbe an, nach dem ich bey nahe hundert Meilen den Fluß herauf geschiffet war, ohne eine Colonie anzutreffen. Man ist auf dieser Fahrt genöthigt die Nächte an dem Ufer in den Wäldern zubringen.

Das unbequemste in dieser Jahrszeit sind eine Art grosser Mücken, die in ganz Louisiana unerträglich sind. Um vor diesen sicher zu seyn, steckt man Stangen in die Erde, beugt sie oben zusammen, und breitet ein Stück grobe Leinwand darüber aus; darunter legt man eine Bären Haut statt des Unterbettes. Alle Reisen der Colonie geschehen zu Wasser auf diese Art.

Wenn man an Land gestiegen ist um die Nacht da zuzubringen, so muß der kommandirende Officier Wachen in den Wäldern ausstellen, um vor Ueberfällen der Wilden sicher zu seyn, und man muß zum Lager einen Ort wehlen der eine vortheilhafte Lage hat, nemlich eiue Insel, oder eine Land Spitze, oder einen Ort der mit Morast umgeben ist.

Wenn M. D*** diese Fürsicht gebraucht hatte, als er im Jahr 1735 ein Schiff mit Pulver den Fluß herauf führte, welches M. de Bienville den Illinois unsern Bundsgenossen, die mit den Tchicachas Krieg führten, schickte, so würde er nicht überfallen seyn, wie in der That von einer Partey Krieger von der feind-

feindlichen Nation geschahe. Es ist unzweifelhaft, daß die Nachläßigkeit dieses Officiers uns eben so nachtheilig gewesen, als die Unwissenheit und der Geitz des Gouverneurs im Lande der Natches, wovon ich oben geredet habe. Dis Schiff mit Pulver, welches die Tchicachas wegnahmen, setzte sie in Stand länger als 30 Jahre Krieg mit uns zu führen, welcher dem Könige viele Leute und viele Millionen gekostet hat.

Ich will ihnen kürzlich erzählen, wie M. D*** überfallen, und gefangen wurde. Als eines Tages der Nordwind wehete, so sahe er sich genöthigt das Schiff ans Land zu binden, und am Ufer andern Wind zu erwarten. Nachdem er seine Leute ans Land treten lassen, so gieng er auf die Jagd; die Soldaten folgten hierin dem Beyspiele ihres Anführers. Unterdessen eroberten die Tchicachas, welche ihm schon einige Tage heimlich nachgefolgt waren, das Schiff, und machten alle Soldaten zu Sclaven. M. D*** wurde bey seiner Zurückkunft von der Jagd, wie die übrigen gefangen. Die Wilden waren über ihre Beute, die ihnen keinen Mann gekostet hatte, sehr vergnügt und schenkten den Gefangnen das Leben, und M. D*** hatte einige Zeit nachher das Glück ihnen zu entwischen, und kam nach Neuorleans zurück. Wenn man auf Reisen in diesem Lande ist, so muß man, so wol wegen der Jagd, als wegen des Krieges einige Wilde zu Vorläuffern haben.

Als ich den Fluß Tombeckbe herauf fuhr, hatte ich das Unglück, daß es mir an Lebensmitteln zu fehlen anfieng: aber die Fürsehung half mir augenscheinlich aus dieser Noth. Die Wilden welche wahre Spürhunde sind, kamen und sagten mir, sie hätten eine gute Entdeckung gemacht. Sie hatten nemlich ein Adlernest von der grossen Art, die Königliche nennet, gefunden. Weil der Baum, darauf das Nest war, sehr hoch war, so hauten sie ihn mit Aexten um, und wurden für ihre Mühe sehr gut belohnt; weil sie darauf eine Menge Wildpret von allerley Art, als junge Caninchen, wilde Enten, Birckhüner, wilde Tauben und Rebhüner, fanden. Im Neste waren 4 junge Adler, die schon ziemlich groß waren, diese nahmen die Wilden für sich, zum grossen Verdrusse des Vaters und der Mutter, welche ihnen die Augen würden ausgehackt haben, wenn sie nicht wären bewafnet gewesen.

Diese Thiere waren ganz wütend, und man nennet den Adler mit Recht den König der Vögel, wegen seiner Unerschrockenheit. Aber die Kugeln verschonten Ihre geflügelten Majestäten nicht, welche ein Opfer ihrer väterlichen Liebe wurden. Die Wilden sagten, der grosse Geist schickte uns diese Nahrung, und es war in der That ein Manna, damit uns die Fürsehung in der Wüsten speisete.

Wir

Wir haben Nachricht aus der Hauptstadt erhalten, und ein guter Freund berichtet mir es sey daselbst alles in Unruhe wegen eines englischen Schiffes, welches von Jamaica dahin gekommen, um verbothene Handlung zu treiben.

Dis Schiff führet den Namen der Texel, und der Hauptmann darauf nennet sich Dias Arias und ist ein englischer Jude. Da der Ordonnateur gefunden, daß dis Schiff gekommen, Schleichhandel zu treiben, so hat er es, den Befehlen der Marine zufolge, confisciret, und den Major de Belle-Isle, der ad interim Kommandant war, requirirt, die dazu nöthige Hülfe zu geben. Da aber unterdessen M. de Kerlerec von Mobile zurück gekommen, so hat dieser dem Major de Belle-Isle Gegenbefehl ertheilt, und darauf den Secretair des M. de Rochemore des Morgens um drey Uhr arretiren lassen.

Das Kommando, welches dazu abgeschickt war, hat Thüren und Fenster entzwey geschlagen, den Secretair aus seinem Bette aufgehoben, und ihn auf ein Fahrzeug gebracht, dessen Bestimmung man nicht weiß. Hierauf hat M. de Rochemore den Herrn von Fontenette, einen von den Räthen des Obern Raths, an den Minister abgeschickt.

Wenn ich besser von dem was vorgegangen, unterrichtet seyn werde, so will ich Ihnen Nachricht davon geben. Ich habe an den Gouverneur geschrieben, daß er mich möchte nach Neuorleans zurück berufen. Ich bin mein Herr ꝛc.

Vom Fort Tombeckbe den 19ten Sept. 1759.

XVIII. Brief.

An eben denselben.

Beschreibung des Landes der Chactas. Ihre Kriege. Ihre Art mit den Kranken umzugehen. Ihr Aberglauben. Ihre Handlung. Ihre Uebungen. Das Land der Tchicachas, unsrer Feinde.

Mein Herr!

Ich hatte mir vorgesetzt, nur zwey Tage hier zu bleiben: aber die Begierde, welche ich habe, die kriegerischste und zahlreichste Nation in ganz Louisiana kennen zu lernen, hat mich bewogen, meinen Vorsatz zu ändern, und ich wende meine Muße dazu an, Ihnen zu melden, was ich von diesem Volke gesehn und gehört

gehört habe. Die Chactas sind treue Bundesgenossen der Franzosen: wovon sie unter dem Gouvernement des M. de Perrier Proben abgelegt, welcher sich ihrer bediente die Natches, wegen der Ermordung, der unter ihnen lebenden Franzosen, zu strafen. Der Hof giebt ihnen deswegen auch alle Jahre Geschenke, um sie auf unsrer Seite zu erhalten. Diese Nation kann 4000 Krieger auf die Beine bringen, welche gern zu Felde gehen. Wenn man es gut angriffe, so würde es leicht seyn, sie zum Kriege mit den Engländern zu bewegen, welche Feindseligkeiten gegen unsre Besitzungen in Canada ausüben. Diese Völker könnten uns jetzo sehr nützlich seyn, wenn sie Einfälle in die englischen Provinzen, nemlich in Georgien und Carolina thäten, welche Länder jetzo offen und von Truppen entblößt sind, indem die Engländer die Völker daraus zur Belagerung von Quebeck geschickt haben.

Viele brave Officiers in dieser Colonie, welche die Sprache der Wilden verstehen, wie zum Exempel M. de Rouville, Dutissenet, und andere, brennen für Begierde sich hervor zu thun, und an der Spitze der Krieger dieser Nation in die Provinzen der Feinde einzufallen, ihre Erndte zu verderben, ihre Plantagen zu plündern und zu verbrennen, und alles bis vor die Thore von Charles Towe in Allarm zn setzen; dis würde gewiß eine Diversion in Canada machen.

Die Chactas lieben den Krieg, und haben unter sich sehr gute Krieges Listen. Sie lassen sich niemals zum stehen bringen, sondern streiffen nur herum, und suchen dem Feinde Abbruch zu thun, und dis nicht aus Feigheit, denn wenn es zum Treffen kömmt so fechten sie tapfer und mit kaltem Blute. Es giebt unter ihnen Weiber, die aus Liebe zu ihren Männern mit zu Felde gehen. Sie stehen ihnen im Treffen, mit einem Köcher voller Pfeile, zur Seite, und sprechen ihnen Muth ein, in dem sie ausruffen: sie sollten sich nicht für ihren Feinden fürchten, und dem Tode als wahre Menschen, entgegen gehen.

Die Chactas sind sehr abergläubisch; wenn sie ins Feld gehen wollen, so fragen sie vorher ihren Manitu, den ihr Anführer trägt. Diesen Götzen setzen sie allzeit dem Feinde entgegen, und stellen eine Wache um ihn herum. Sie haben so viel Ehrfurcht für ihn, daß sie nichts essen, ohne ihrem Manitu etwas davon zu bringen.

So lange der Krieg währet, leisten sie ihrem Feldherrn einen völligen Gehorsam; aber so bald sie wieder nach Hause kommen, so achten sie ihn nicht hoch, als nur in so fern er freygebig ist.

Es ist bey ihnen gewöhnlich, daß wenn ihr Feldherr Beute von den Feinden gemacht hat, so ist er verbunden, sie unter seine Krieger,

und die Verwandten derjenigen, die im Treffen geblieben, auszutheilen, um, wie sie sagen den letztern die Thränen abzuwischen. Der Feldherr behält nichts für sich, als die Ehre, daß er seine Nation siegreich gemacht hat.

In ihren nidrigen Hütten verachten sie die Weichlichkeit, und Bogen und Pfeile sind ihre einzigen Schätze. Thomas.

Der Geitz, welcher die Bewohner der alten Welt zu sovielen Verbrechen verleitet, ist unter diesen Völkern gänzlich unbekannt: und die Wilden in Cuba sagten nicht ohne Grund: das Gold sey der Europäer ihr Gott, und man müste ihnen alles hingeben um Ruhe zu haben. Man findet unter den Einwohnern von Amerika die wir Wilde nennen, keine, die ihre Brüder erwürgen, oder falsche Zeugnisse gebrauchen, um sie unglücklich zu machen, und ihr Vermögen an sich zu bringen. Man kennet hier keine Ränke, sich durch Wege, die der Menschheit unwürdig sind, zu bereichern. Hier giebt es keine Weiber, die ihre Männer vergiften, um andere zu heyrathen, und eben so wenig solche, die die Unverschämtheit und Kühnheit hätten, ihre Männer öffentlich für unvermögend zu erklären, wie die Europäerinnen thun. Hier giebt es keine Gemahlinnen der Prinzen, die so handeln, wie jene neapolitanische Prinzeßin, welche ihre Gemahls erdrosseln ließ, weil sie ihre Begierden nicht befriedigen konnten. Die Mädgens

gens bringen hier ihre Kinder nicht um, um von der Welt für keusch angesehen zu werden. Die Weiber der Wilden haben einen Abscheu vor den europäischen Mädgens, die dieses thun, und setzen sie unter die wilden Thiere, welche mit grosser Sorgfalt für ihre Jungen sorgen.

Wenn der General der Chactas in einem Kriege, den er angefangen hat, unglücklich ist, so verliert er seinen ganzen Credit. Niemand setzt alsdenn weiter ein Vertrauen auf seine Geschicklichkeit, und er wird in die Klasse der gemeinen Krieger herunter gesetzt. Bey dem allen muß man sich doch über die Verschiedenheit der Meinungen verschiedener Völker wundern. Es ist unter diesen kriegerischen Völkern nicht schändlich zurück zu weichen: wenn sie fliehen, so schreiben sie dieses einem übeln Traum zu: wenn dem General getraumt hat, er habe viel Volk verlohren, so erzählet er dieses seinen Völkern, und alsbald kehren sie alle in ihren Flecken zurück. So bald sie zu Hause angekommen, so ziehen sie ihre Zauberer zu Rathe, denn ohne diese thun sie nichts, hernach kehren sie gegen den Feind zurück, und wenn sie ihn antreffen, und 5 oder 6 von seinen Leuten tödten, so ziehen sie wieder nach Hause, und sind so vergnügt, als wenn sie ein groß Königreich erobert hätten.

Ein General, der einen Sieg mit vielem Blute erkaufte, würde von seiner Nation sehr

übel

übel auf genommen werden. Denn diese Völker achten den Sieg für nichts, wenn er ihren Anverwandten und Freunden das Leben gekostet hat. Deswegen schonen auch die Generals ihre Truppen sehr sorgfältig, und greiffen den Feind niemals an, ausser wenn sie gewiß sind, daß sie wegen der Ueberlegenheit oder ihrer vortheilhaften Stellung siegen werden, da aber ihre Feinde eben so fürsichtig sind, und eben so wol wie sie die Fallen zu vermeiden wissen, welche ihnen gestellt werden, so ist der allemal der Listigste, welcher gewinnt. Sie verstecken sich daher des Tages in den Wäldern, und marschiren nur des Nachts, und greiffen den Feind, wenn sie nicht entdeckt sind, mit Anbruche des Tages an. Weil sie meistentheils durch Gebüsche, und unwegsame Oerter ziehen, so trägt gewöhnlich der vorderste einen Busch, und diesem folgen die andern in einer Reihe hinter einander. Der letzte löscht die Spuren aus, indem er die Aeste der Büsche wieder in Ordnung bringt, und die Fußstapfen zuscharret, so daß keine Spur übrig bleibt, dadurch sie könnten verrathen werden.

Die fürnehmsten Merkmale daran sie von den Feinden entdeckt werden, sind der Rauch ihrer Feuer, welchen sie sehr weit sehen und riechen, und ihre Fußtritte, welche sie auf eine fast unglaubliche Art unterscheiden können. Ein Wilder zeigte mir einstmals, an einem Orte, wo ich nichts gesehen hatte, die Fuß-

stapfen

stapfen eines Franzosen, eines Negers und eines Wilden, und sagte mir die Zeit dabey, wenn diese eingedruckt worden. Ich kann nicht leugnen, daß ich hierüber erstaunte; und man kann mit Recht sagen, daß die Wilden, wenn sie sich auf eine Sache legen, es sehr weit darinn bringen können.

Die Kriegeskunst bestehet bey den Wilden in der Wachsamkeit, und der Fürsicht, sich für Ueberfällen zu hüten, in der Geschicklichkeit den Feind unversehens zu überfallen, und in der Stärke und Gedult, Hunger und Durst, Frost und Hitze, und Beschwerlichkeiten und Arbeiten, welche vom Kriege unzertrennlich sind, zu ertragen.

Derjenige, welcher einen Feind erschlagen hat, trägt sein Haar, welches er ihm mit der Haut vom Kopfe gezogen, als ein Siegeszeichen, und läßt sich eine Zeichnung in seine Haut beitzen. Hernach legt er die Trauer um den Erschlagenen an, diese dauert einen Monat, während dieser Zeit darf er sich nicht kämmen, so, daß wenn ihm der Kopf juckt, so darf er sich nicht kratzen, als nur mit einem Stöckchen, welches er sich dazu an die Hand bindet.

Die Chactas und ihre Weiber sind sehr unreinlich, weil sie größtentheils in einem Lande wohnen, das keine Flüsse hat. Sie wissen von keinem Gottesdienste, und nehmen die Zeit,

wie sie kommt, ohne sich um die Zukunft zu bekümmern, doch glauben sie; die Seele sey unsterblich.

Sie haben eine grosse Ehrfurcht gegen ihre Todten, und begraben sie nicht. Wenn ein Chactas stirbt, so legen sie den todten Körper in einen Sarg von Cypressenrinde, und setzen diesen auf vier Stützen, die ungefähr 15 Fuß hoch sind. Wenn die Würmer das Fleisch davon verzehret haben, so versammlet sich die ganze Familie; der Todtengräber kommt und reißt aus dem Squelet Muskeln, Nerven und Sehnen, die noch daran sind. Diese begraben sie, und legen die Knochen in einen Kasten, nachdem sie den Kopf vorher roth angemahlt haben. Während diesen Cärimonien weinen die Verwandten, und wenn sie zu Ende sind, so wird ein Schmaus gegeben, wozu die Freunde eingeladen werden, welche gekommen sind, ihr Beyleid zu bezeugen. Die Knochen des Verstorbenen, begraben sie auf dem öffentlichen Kirchhofe, bey den Gebeinen seiner Vorfahren. Während dieser Cärimonie, wird ein trauriges Stillschweigen beobachtet, man singet und tanzet dabey nicht, und ein jeder gehet weinend nach Hause.

Im Anfang des Novembers feyern sie ein grosses Fest, welches sie das Fest der Verstorbenen, oder der Seelen, nennen. Alle Familien versammlen sich alsdenn auf dem öffentlichen

Kirchhoffe und besuchen mit Thränen die Gebeine ihrer Verwandten. Wenn sie nach Hause kommen, so geben sie ein grosses Mahl und damit wird das Fest beschlossen.

Ich kann zum Lobe dieser Amerikaner versichern, daß ihre Freundschaft unter Anverwandten, welche bey den Europäern so selten ist, nachgeahmt zu werden verdient. Ich habe davon einige Exempel erzählt, die selbst die Beyspiele des Alterthums übertreffen, und die Liebe welche die Wilden gegen einander tragen, macht, daß einer dem andern mit allem Vermögen hülfliche Hand reichet, wenn sie schwach sind.

Man erkennet diese aufrichtige Liebe an den letzten Pflichten, welche sie ihren Freunden und Verwandten erzeigen, und an ihren Thränen und ihrer Traurigkeit über dem Verlust denselben.

Die Wilden tragen eine grosse Hochachtung gegen ihre Aerzte oder Zauberer. Dis sind wahre Marktschreyer, welche den einfältigen Pöbel betrügen, und auf seine Kosten leben. Sie haben viel Ansehen, und das Volk wendet sich bey allen Gelegenheiten an sie, und fragt sie um Rath, und ihre Antworten werden wie Orakelsprüche angenommen. Wenn ein Chactas krank ist, so giebt er alles hin, was er hat, um sich curiren zu lassen; wenn aber der Kranke stirbt, so geben seine Verwandten seinen Tod der Medecin

dicin, und nicht der Krankheit, schuld, (1) und bringen den Arzt um, wenn sie wollen. Aber dieser Fall trägt sich selten zu, denn die Aerzte haben immer eine Hinterthür. Im übrigen kennen diese Aerzte verschiedene Kräuter, die in den Krankheiten, die in diesem Lande herrschen, sehr gute Wirkungen thun, und sie wissen den Biß der Glocken-Schlangen und anderer giftigen Thiere unfehlbar zu heilen.

Wenn ein Wilder mit einer Kugel oder einem Pfeile verwundet ist, so saugen die Aerzte zuerst das Blut aus der Wunde, welches sie ausspeien. Sie brauchen bey dem Verbinden der Wunden weder Carpie noch Wicken, sondern ein Pulver von einer gewissen Wurzel, welches sie in die Wunde herein blasen, davon sie Materie setzt, und sie bedienen sich noch eines andern Pulvers, davon die Wunde trocknet und heil wird. Den kalten Brand halten sie von den Wunden durch ein Decoct aus gewissen Wurzeln ab, womit sie die Wunde auswaschen.

Wenn sie aus dem Kriege, oder von der Jagd zurück kommen, und von den ausgestandenen Beschwerlichkeiten erschöpft sind, so curiren sie sich dadurch, daß sie in ihren Badstuben

(1) Ich habe in Frankreich Leute genug gekannt, die den Tod ihrer Verwandten dem Arzte ganz allein schuld gaben; welches mit der Denkungsart der Wilden übereinkommt.

ben (1) schwitzen. Sie lassen zu dem Ende in dem Bade alle Arten von gesunden und wohlriechenden Kräutern kochen. Die Ausdünstungen und die Salze steigen mit dem Dunste des Wassers in die Höhe, und durch die Schweißlöcher in die Leiber der Kranken, welche dadurch ihre verlohrne Kräfte wieder erhalten. Dieses Mittel ist nicht weniger gut, alle Arten von Schmerz zu vertreiben: deswegen findet man bey ihnen kein Podagra, Stein, oder andere Krankheiten von dieser Art, die man in Europa antrift, welches aber auch mit von ihren häufigen Leibesbewegungen herkommen kann. Man findet hier keine dicke Bäuche, wie in Holland, noch Kröpfe am Halse, wie in Piemont.

Die Chactas glauben sehr an Hexenmeister und Zauberer, und wenn sie einige antreffen, so schlagen sie ihnen ohne weitere Weitläuftigkeiten die Köpfe ab (2).

Ich habe einen Wilden von dieser Nation gekannt, welcher sich vor kurzem hatte taufen lassen. Weil dieser, so wol wie seine Kammerade auf der Jagd unglücklich war, so bildete er

(1) Dis sind runde Cabanen, die mitten im Dorfe erbauet sind. Sie werden von einem Alexi, oder öffentlichen Arzte unterhalten.

(2) Im Jahr 1752, als ich in Mobile war, sahe ich einen, den man mit Aexten todt schlug, weil er sich für einen Hexenmeister ausgegeben hatte. Die Wilden rechneten ihm die Unglücksfälle zu, welche damals ihrer Nation wiederfuhren.

er sich ein, er sey behext, und gieng zum Jesuiten Lefevre, (1) der ihn bekehrt hatte, sagte ihm, seine Medecin taugte nichts, er habe seit der Zeit, da er sie bekommen, weder Hirsch noch Reh geschossen, und beschwur ihn, sie ihm wieder abzunehmen. Der Jesuit stellte sich, um der Rache des Wilden zu entgehen, als ob er ihn wieder umtaufte. Einige Zeit darauf schoß dieser Wilde einen Hirsch und glaubte, er sey von der Bezauberung befreyet.

Diese ganze Nation ist sehr dumm und viehisch. Man mag ihnen von unserer Religion vorsagen, was man will, so antworten sie immer: dis sey über ihren Verstand. Sie sind überdis sehr verderbt in ihren Sitten, und größtentheils der Sodomiterey ergeben. Sie tragen lange Haare und eine kleine Jacke, wie die Weiber, von denen sie sehr verachtet werden.

Die Chactas sind sehr hurtig und munter. Sie haben ein Spiel, welches unserm Ballspiele gleichet, darin sie sehr geschickt sind, und sie laden die benachbarten Dörfer durch allerley Reitzungen zu diesem Spiele ein.

Männer und Weiber versammlen sich in ihrem besten Schmucke, und bringen den Tag mit Singen und Tanzen zu, ja sie tanzen sogar die ganze Nacht hindurch nach dem Schalle der

(1) Die Wilden nennen die Jesuiten die Leute mit den schwarzen Röcken, und sagen, um sie zu verspotten, sie wären keine Männer, sondern Weiber.

Trommel, und eines Instruments, welches sie Chichikois nennen. Jedes Dorf unterscheidet sich durch ein grosses Feuer, welches mitten auf einer grossen Wiese angezündet wird. Der folgende Tag ist der Tag des Spiels. Sie bestimmen alsdenn ein Ziel, welches 60 Schritte entfernt ist, und durch zwey aufgerichtete Stangen bezeichnet wird, zwischen welchen der Ball durch geworfen werden muß. Die Partie ist gewöhnlich 16. Sie sind gemeiniglich 40 gegen 40. Ein jeder hat seine Raquete in der Hand, die drittehalb Fuß lang, und beynahe wie die unsrigen gestaltet ist, sie sind aus Nußbaum oder Castanienholz gemacht, und mit Hirschleder überzogen.

Ein alter Mann wirft mitten im Spiele einen Ball, der aus über einander gewickeltem Hirschleder gemacht ist, in die Höhe; alsobald laufen die Spieler hinzu um diesen Ball mit ihren Raqueten zu schlagen. Es ist ein Vergnügen diese Spieler laufen zu sehen, sie sind ganz nackend, und haben sich mit allerley Farben bemahlt, sie binden sich einen Schwanz von einem Tyger an den Hintern, und Blumen auf den Kopf und an die Arme, welches sonderbar aussieht, wenn sie laufen. Sie stossen sich dabey und einer wirft den andern über den Haufen. Derjenige, welcherdie Geschicklichkeit hat, daß er den Ball trift, schlägt ihn denen von seiner Partie zu: die von der andern Seite bemühen sich ihnen den Ball wieder wegzunehmen, und dis

thun

thun beyde Theile mit so vieler Hitze, daß sie sich oft die Arme und Schultern dabey aussetzen. Die Spieler werden niemals böse, und die Greisse, welche dabey zugegen sind, sind Schiedsrichter, und erinnern sie, daß das Spiel nur sey, um sich zu belustigen, und nicht um zu zanken.

Ihre Wetten bey diesen Spielen sind beträchtlich, und die Weiber wetten unter sich.

Wenn die Spieler aufhören, so versammlen sich die Weiber, um ihre Männer, welche verspielt haben, zu rächen. Die Raqueten, deren sich diese bedienen, sind dadurch von der Männer ihren verschieden, daß sie gekrümmt sind; sie sind bey den Spielen sehr geschickt, und geschwinde, und fassen sich an wie die Männer, sind auch eben wie diese nackend, nur daß sie den Unterleib bedeckt haben, und sich nur die Backen und die Haare roth mahlen.

Nachdem sie den ganzen Tag mit Spielen zugebracht, so gehet ein jeder mit seiner Ehre oder Schande, aber ohne Groll, nach Hause, und versprechen, es das nächste mal besser zu machen. Eben auf diese Art üben sich die Wilden, so wol Männer als Weiber im Laufen, worinn sie sehr geschickt sind, und ich habe einige gesehen, die so geschwinde wie ein Hirsch laufen konnten.

Die Kinder üben sich unter sich im Bogenschiessen, wer am besten schiesset erhält den Preiß des Lobes von einem Alten, der ihn einen Lehrling im Kriegeshandwerke nennt. Man sucht die Kinder durch das Gefühl von Ehre und Schande zu erziehen, ohne sie zu schlagen. Sie schiessen sehr geschickt mit dem Blasrohre, welches aus einer sieben Fuß langen Stange gemacht ist. Sie stecken einen kleinen Pfeil darein, welcher an dem hintersten Ende mit Baumwolle versehen ist. Mit diesen Röhren zielen sie sehr genau, und schiessen damit kleine Vögel.

Bey den Chactas werden fast alle Versammlungen des Nachts gehalten. Ob sie gleich wild und barbarisch sind, so muß man ihnen doch Wort halten, wenn man ihnen etwas versprochen hat, wenn man dieses nicht thut, so verliert man ihr Vertrauen, und ziehet sich ihre äusserste Verachtung zu, so sehr daß sie einen ins Gesicht einen Lügner nennen. Diesen Beynamen hat sich der jetzige Gouverneur bey den Wilden erworben, welchen sie Oulabe-Mingo, das ist das lügenhafte Oberhaupt, nennen.

Wenn die Weiber schwanger sind, so essen die Männer kein Salz und Schweinfleisch; denn sie glauben, diese Dinge könnten ihren Kindern schädlich seyn. Die Weiber gebären

ihre Kinder auch niemals in ihren Cabanen, sondern gehen in den Wald, und gebären ohne fremde Hülfe.

So bald das Kind zur Welt ist, wäscht es die Mutter selbst, und bindet ihm einen Klumpen Erde auf die Stirne, um ihm den Kopf platt zu drücken. So wie die Kinder heran wachsen, so vermehren sie diese Last: denn ein platter Kopf wird unter diesen Völkern für eine Schönheit gehalten. Sie wickeln ihre Kinder auch nicht ein, und bedienen sich keiner Windeln.

Die Kinder werden hier nicht eher abgewöhnt, bis sie die Mutter Brüste von selbst verlassen. Ich habe einige gesehn, die so groß waren, daß sie zu den Müttern sagten: setz dich nieder, und laß mich saugen. Ihre Wiegen sind von Rohr gemacht. Die Mütter legen die Kinder so hinein, daß ihnen die Köpfe drey oder vier Finger breit niedriger liegen, als der übrige Leib, und dis ist die Ursach, daß man unter den Wilden keine bucklichte findet. Die Weiber verlassen auch ihre Cabanen während ihrer monatlichen Reinigungen, welches bey den Wilden eine Sache von Wichtigkeit ist. Diese Zeit über müssen sie sich ihr Essen und Trinken selbst zubereiten, und dürfen nicht eher wieder in die Gesellschafft der Männer kommen, bis sie sich völlig gereinigt haben. Die Männer glauben, sie würden krank werden, und im Krie-

ge unglücklich seyn, wenn sie sich während dieser Zeit zu ihren Weibern hielten.

Obgleich die Wilden ihr Geschlecht nur von den Müttern herleiten, so haben diese doch keine Gewalt über ihre Söhne, sondern ihr Ansehen erstreckt sich nur über die Töchter. Wenn sich eine Mutter unterstünde ihren Sohn zu schlagen, so würde sie deswegen hart angesehen, und wieder geschlagen.

Wenn ein Knabe seiner Mutter ungehorsam ist, so bringt ihn diese zu einem alten Manne, der ihn deswegen bestraft, und ihm den Leib mit kaltem Wasser begießt.

Wenn eine Frau ihrem Manne untreu ist, so wird sie allen jungen Leuten Preis gegeben, welche einer nach dem andern ihre Begierden bey ihr stillen, und dieses ist die gewöhnliche Strafe des Ehebruchs bey den Chactas. Ob sich schon zuweilen ein Niederträchtiger findet, der eine solche Frau unter dem Vorwande heyrathet, daß sie durch die Strafe einen Abscheu für dem Laster würde bekommen haben, so bleiben doch die Weiber, die sich dieses Lasters einmal schuldig gemacht, ihr ganzes Leben verachtet.

Ehe ich meinen Brief schliesse, muß ich Ihnen noch etwas von den Tchicachas sagen. Diese Nation ist nicht so zahlreich wie die vorige, aber sehr furchtbar, wegen ihrer Tapferkeit. Alle amerikanische Nationen, so wol die westlichen

als die nordischen, und selbst die Franzosen, haben mit ihnen Krieg geführet, ohne sie aus ihrem Lande, welches das fruchtbarste und schönste in Amerika ist, vertreiben zu können. Die Tchicachas sind groß, wohl gewachsen und ungemein herzhaft. In den Jahren 1752 und 1753 griffen sie den Herrn Benoist und de Reggio, welche ein klein Geschwader aus dem Lande der Illinois, den Fluß Mißißippi herunter führten, an. Diese Wilden hatten zu ihrem Angriffe einen sehr vortheilhaften Posten an einem Orte gewählt, welcher Prudhomme genannt wird. Wenn der Fluß klein ist, so können die Schiffe an diesem Orte von den Ufern beschossen werden.

Man glaubt auch, daß die Tchicachas im Jahr 1757 die Herrn Bousselet und de la Mortiere tödteten. Diese beyden braven Officiers fielen, weil sie die Lage des Landes eben so wenig als der General Bradoc kannten, in einen Hinterhalt.

Die Engländer haben mit diesem kriegerischen Volke beständig in gutem Vernehmen gelebt und sie mit allen Nothwendigkeiten versehen. Die Männer sind sehr gute Reiter, und die Weiber müssen die Aecker bestellen und säen. Das weibliche Geschlecht ist sehr schön und reinlich. Wenn ein Tchicachas einen Hirsch geschossen hat, so sagt er seiner Frau den Ort, wo er liegt, welche ihn aufsucht, ihm die Haut abzieht und

das Fleisch für ihren Mann zurechte macht. Die Weiber essen nicht mit ihren Männern, welche gegen sie sehr gleichgültig zu seyn scheinen, sie lieben sie aber doch mehr, als eine Nation in Amerika.

Den Ehebruch bestrafen die Tchicachas damit daß sie die Verbrecher, welche auf der That ergriffen worden, nackend durch das Dorf prügeln und der Mann verstösset hernach die schuldige Frau.

Weil diese Nation im Jahr 1736 die Natches bey sich aufgenommen hatte; so ergriffen die Franzosen die Waffen wider sie, und griffen sie mit aller Macht der Colonie, aber ohne Vortheil, an.

Der Major D'Artaguette, königlicher Kommandant im Lande der Illinois, war auf dem Marsche um sich mit dem Herrn von Bienville zu vereinigen: er hatte die Truppen aus dem Lande der Illinois und von den kanadischen Gränzen bey sich. Er wurde aber, weil ihn die Wilden, unsre Alliirten verlassen hatten, überfallen, und sein ganzes Corps in die Pfanne gehauen. M. D'Artaguette wurde mit sieben Officiers, und ungefähr 26 Soldaten und Einwohnern von den Tchicachas gefangen, und lebendig verbrannt; unter diesen war auch der Jesuit Pater Senat, welcher als Feldpriester mit gegangen war. Man hat diese traurige Ge-

Geschichte von einem Sergeanten, mit Namen Louis Gamot, erfahren, der ein Zuschauer des elenden Schicksals gewesen, welches seine unglücklichen Gefährten unter diesen Barbaren ausstehen müssen. Er war aufbehalten, um zuletzt verbrannt zu werden, er entgieng aber dieser Strafe durch eine besondere List. Weil er die Sprache der Wilden sehr geläuffig sprach, so fieng er an auf seine Henker zu schimpfen, und warf ihnen alles, was er finden konnte nach den Köpfen, und rief ihnen zu: „ihr seyd Hunde, weil ihr meine Officiers verbrannt habt, und ich will auch verbrannt seyn, ich fürchte weder das Feuer noch den Tod, denn ich bin ein wahrer Mensch; martert mich, so sehr ihr könnt: dieses ist, warum ich euch bitte.

Die Tschicachas bewunderten seine Standhaftigkeit, und hielten ihn für einen ausserordentlichen Menschen, und schenkten ihm das Leben. Kurz hernach wurde er von einem Engländer aus Carolina ranzionirt, und er lebt jetzo noch in Charles-Town welches die Hauptstadt dieser Colonie ist.

M. de Bienville machte in demselben Jahre noch einen Versuch wider die Tschicachas, der aber nicht glücklicher ablief. Viele brave Officiers verlohren darinn das Leben, und der Generalmajor der Armee und der Aide-Major wurden sehr gefährlich verwundet, und der

letzte starb an seinen Wundeu. Der Chevalier Lucer, ein gebohrner Schweitzer, hat mir erzählt, daß sein Vater, der Hauptmann unter unsern Truppen war, mit bey dieser unglücklichen Unternehmung gewesen ist. Von diesem habe ich auch die Geschichte des Chevalier Gerondel, der jetzo in Mobile in Guarnison ist, und die Schweitzer von dem Regiment d'Halwil' welches mit zu der Marine gehört, kommandirt, erfahren. Dieser kommandirte ein Detaschement Grenadier, welche mit bey dem Corps des M. de Bienville waren.

Dieser Officier, der mit einem jugendlichen Feuer die schweizerische Tapferkeit und Treue verband, bekam in diesem Angriffe 5 Flintenschüsse. Als sich unsere Truppen zurück ziehen musten, so blieb er auf der Wahlstatt zurück, und würde der Gegenstand der Rache und der Grausamkeit dieser Barbaren geworden seyn, wenn nicht einige von seinen Truppen sich in einen Regen von Kugeln und Pfeilen, dadurch 5 von diesen tapfern Leuten erschossen wurden, gewagt hätten, um ihn zu retten.

Einer von seinen Leuten nahm ihn auf die Schultern, und war so glücklich, daß er ihn zu den seinigen brachte. Der Regiments-Feldscherer gab sich alle mögliche Mühe, ihm das Leben zu erhalten, und der General, der das Verdienst zu schätzen weiß, unterließ nicht dem Hofe alsobald Nachricht davon zu geben, worauf M.

Mau-

Maurepas, in Betracht der Dienste und der Blessuren dieses Officiers, ihm eine ausserordentliche Gratification, und die Anwartschaft auf das Ludewigs Kreutz, auswirkte.

Der Soldat, welcher ihm das Leben mit Gefahr seines eigenen gerettet hatte, würde auf der Stelle von seinem Hauptmann zum Sergeanten gemacht. Sie sehen aus dieser kleinen Geschichte, wie unvergleichlich die Subordination, unter den schweitzerischen Truppen, die in den Diensten unsers Königs stehen, beobachtet wird, und was für grosse Vortheile diejenigen, die sie erhalten, davon erndten.

Die That dieser Soldaten, welche gewiß heldenmüthig genannt werden kann, verdiente, daß man ihr Andenken auf die Nachwelt brächte.

Im Jahr 1754 that mir der Baron von Porneuf zu wissen, daß er sich vorgesetzt habe, auf die Entdeckung des westlichen Theils von Louisiana auszugehen, und den Mißißippi und den Fluß der Missouris, dessen Quellen uns unbekannt sind, herauf zu schiffen. Dieser Officier, der ein gebohrner Canadier ist, ist sehr geschickt zu dergleichen Unternehmungen; aber der Krieg, welcher zwischen Frankreich und England wegen der Gränzen dieses Landes entstanden ist, hat seine Unternehmung verhindert.

Ich würde ihn gern bey dieser Unternehmung, so wol zum Dienste des Königs, als auch

auch zu meinem eigenen Vergnügen begleitet haben; denn ich kann versichern, daß ich der Beschwerlchkeiten und Gefahren ungeachtet, die ich auf meinen Reisen ausgestanden, doch niemals verdrießlich geworden bin. Die überstandenen Uebel sind nur ein Traum, und ich halte das Reisen für die angenehmste Lebensart, weil man beständig neue Gegenstände findet, die vergnügen und unterrichten. Ein Reisender cultivirt seinen Verstand, und studirt das grosse Buch der Natur, daraus man mehr lernen kann, als aus einer Bibliothek, darinn man beynahe so viele Systeme und verschiedene Meinungen und Widersprüche als Bücher findet. Wenn Sie an meiner Stelle wären, wie viele Gelegenheit würden Sie zu philosophiren gefunden haben ꝛc.

Von Tombeckbe den 30 Sept. 1759.

N. S. Da es sich wol zutragen könnte, daß ich durch den Krieg verhindert würde an Sie zu schreiben; so füge ich hier eine kurze Nachricht von dem, was zwischen uns und den Chactas vorgefallen ist, bey. Kurz nach dem Kriege mit den Tchicachas bekamen die Franzosen mit einer Partey von den Chactas, Händel. Diese hielten es mit dem Soulier Rouge, einem Prinzen von dieser Nation, der aus Uebermuth Feindseligkeiten gegen uns ausübte. M. de Vaudreuil, der damals Gouverneur von Louisiana war,

war, und dem dieser Vorfall, und was Gelegenheit dazu gegeben hatte, gemeldet worden, verboth allen Franzosen, mit dieser Nation zu handeln, und ihnen weder Waffen noch Munition zu verkaufen, und hofte auf diese Art diese Unruhe ohne Blutvergiessen in kurzer Zeit zu stillen.

Nachdem der Marquis diese Fürsicht gebraucht, so schickte er an das Oberhaupt der ganzen Nation, und ließ ihn fragen, ob er eben so wie der Soulier Rouge, gegen die Franzosen aufgebracht wäre? das Oberhaupt antwortete, durch seinen Dolmetscher: er wäre ein Freund von den Franzosen, und sein General, der Soulier Rouge habe den Verstand verlohren.

Nachdem er diese Antwort gegeben hatte, so überreichte man ihm ein Geschenk: er wunderte sich aber sehr, daß dabey weder Gewehr noch Pulver und Bley war, da er doch wie vorher mit uns in Freundschaft lebte. Diese Begegnung setzte sie in Erstaunen, und da sie überdis erfahren, daß verbothen worden ihnen Gewehr und Ammunition zukommen zu lassen, so sahen sie sich gezwungen, darüber eine Erklärung von dem Gouverneur zu verlangen. Dieser gab ihnen zur Antwort: sie hätten von den Franzosen weder Gewehr noch Pulver und Bley zu hoffen, so lange der Soulier Rouge keinen Verstand hätte, denn wenn sie Pulver erhielten, so würden sie nicht umhin können, den Kriegern des

Soulier Rouge als ihren Brüdern einen guten Theil davon abzugeben. Diese Antwort zwang sie mit den Stämmen zu reden, die unsre Feinde waren, und ihnen zu sagen: wenn sie nicht gleich mit der Friedens-Pfeiffe zu den Franzosen giengen, so würden sie Krieg mit ihnen anfangen, und ihnen als Rebellen begegnen. Diese Drohung nöthigte sie um Frieden zu bitten, und uns, die wir damals nicht im Stande waren, einen Krieg mit einer so zahlreichen Nation zu führen, Genugthuung anzubieten.

Auf diese Art endigte M. Vaudreuil durch seine Klugheit diesen Krieg ohne daß es dem Staate weder Geld noch das Leben eines einzigen Menschen kostete. M. de Vaudreuil schickte zu dieser für uns wichtigen Negotiation den Herrn von Grand-Pre' ab, und er konnte gewiß keinen bessern dazu wählen. Er ist ein gebohrner Canadier, und dient dem Könige mit Eifer, Muth, und Uneigennützigkeit. Ich war auf dem Puncte, unter den Befehlen dieses Officiers auf dem Fort Tombeckbe im Lande der Chactas zu dienen, welches er im Jahr 1751 kommandirte, als ich hier ankam.

XIX. Brief.

An eben denselben.

Der Autor kehret nach Mobile zurück. Merkwürdige Vorfälle auf der Katzeninsel. Tragischer Todt des Herrn Duroux, Kommandeurs auf dieser Insel.

Mein Herr!

Ich bin nunmehro von meiner Reise, die ich auf dem Flusse Tombeckbe gethan, zurück gekommen, und habe diese wichtige aber mühsame Unternehmung zur Zufriedenheit meiner Vorgesetzten ausgeführt. Da ich meine Zurückberufung nach Neuorleans noch nicht erhalten hatte, so trieb mich meine Neugier die kleinen Inseln auf der Küste von Louisiana zu besuchen.

Die Insel Massacre war die erste, darauf sich die Franzosen fest gesetzt haben. Sie legten ihr diesen Namen bey, weil sie bey ihrer ersten Ankunft auf der Insel verschiedene menschliche Squelette fanden; man konnte nicht unterscheiden ob sie von Spaniers oder von Wilden waren.

Man hat sie hernach die Insel Dophine (1) genannt. Sie hat sich nach und nach bevölkert, und man hat Magazine, Casernen, und ein Fort darauf angelegt.

Im

(1). Diese Insel Dophine muß nicht mit der verwechselt werden, davon in der Beschreibung der ersten Reise der Ostindischen Compagnie nach der Insel Madagascar Meldung geschiehet, und die man zu übereilt die Insel Dophine genannt hat.

Der Autor dieser Reisebeschreibung, welche um das Jahr 1665 geschrieben ist, und der diese Reise selbst mit gethan hat, bekennet, daß Herr Colbert sich die Engländer und Holländer, die sich damals in Ostindien schon fest gesetzt, hatten, zu Mustern genommen, die er nachahmen, und hernach zu übertreffen gedachte. Aber alle Projecte dieses grossen Ministers schlugen nach und nach fehl, und hieran war theils die Unvorsichtigkeit und Eitelkeit der Nation, theils die Ungeschicklichkeit derer, denen die Ausführung anvertrauet war, schuld.

Der Autor fügt hinzu, er habe in Indien nur ungeschickte und unvorsichtige Officiers angetroffen, die dem Posten, den sie bekleidet nicht gewachsen gewesen, da man hierzu nur solche Leute hätte wählen müssen, die frey von groben Leidenschaften das Beste des Vaterlandes zu ihrem einzigen Hauptzweck gehabt.

Ich glaube diese nützliche Anmerkung sollte jedem fest eingepräget seyn, der in eine Bedienung von einiger Wichtigkeit in unsre Colonie geschickt wird.

Und

Im Jahr 1717 wurde der Eingang in den Hafen dieser Insel durch eine ungeheure Menge Sandes verstopft, den ein Orcan dahin führte. Die Insel wurde beynahe ganz überschwemmet, und eine grosse Menge Vieh ersäuft. Man muste darauf einen andern Ankerplatz, vor die Schiffe suchen, und die Insel Surgero wurde dazu erwählt, welche nachher die Schiffs Insel genannt worden.

Sie hat eine sehr gute Rhede. Im Jahr 1722 führte der Herr von Bienville alle Einwohner von hier nach Neuorleans, welcher Ort nunmehro die Hauptstadt von Louisiana ist.

Sechs Meilen von der Schiffs Insel liegt die Katzeninsel, welche ihren Namen von den wilden Katzen bekommen hat, die darauf sehr häufig sind. Diese letzte ist nur wegen der Räubereien und Gewalthätigkeiten bekannt, die unter dem Kommando zweyer Officiers, die Herr von Kerlerec dahin geschickt hatte, darauf begangen worden.

Und ich habe diesen Zug aus der Geschichte hierher gesetzt, weil er auf das, was man itzo täglich in unsern Colonien siehet, eine besondere Beziehung hat.

Es giebt noch Gouverneurs und Intendanten welche man ja nicht mit denen in eine Classe setzen muß, die ein schleuniges aber verhaßtes Glück mit dem Untergange vieler tausend Elenden gemacht.

Im Jahr 1757 ernannte dieser Gouverneur den Herrn Duroux zum Befehlshaber auf dieser Insel, und gab ihm ein Detaschement von Seetruppen und von dem Schweitzerregiment von Haliajl mit.

So bald dieser auf der Insel angekommen; so sahe er sich als den unumschränkten Herrn derselben an. Das erste was er vornahm, war; daß er sich einen Garten durch die Soldaten von einem Detaschement anlegen ließ. Sie mußten auch für ihn Kalch und Kohlen brennen, ohne daß er sie dafür bezahlte, und diejenigen, welche sich ihm hierin widersetzten, wurden ganz nackend an einen Baum gebunden, und den unerträglichen Stichen und Bissen der grossen Mücken ausgesetzt. Eine unwürdige und unerhörte Strafe, davon nicht einmal die Wilden in diesen Ländern etwas wissen.

Duroux ließ für seine Guarnison Brod aus verdorbenem Mehle backen, welches man in einem spanischen Schiffe gefunden, das an der Küste diesr Insel Schiffbruch gelitten, und verkaufte das Mehl welches der König für die Truppen gab zu seinem Vortheil. So viele übele Begegnungen bewogen einige Soldaten heimlich nach Neuorleans zu gehen, um sich bey dem Gouverneur über ihren Kommandanten zu beklagen, und ihm das schlechte Kommisbrod zu zeigen welches ihnen gegeben wurde.

Aber M. de Kerlerec schickte sie ohne auf ihre gegründete Klagen zu hören, ihrem Kommandanten zur Bestrafung zurück. Nunmehro faßten diese Unglücklichen, welche sich für seiner Rache fürchteten, den Entschluß, ihn aus dem Wege zu räumen, welchen sie auf folgende Art ausfürten.

Als dieser Officier einstmals auf einer benachbarten kleinen Insel jagte, so beredete sich der aufrührische Haufen von der Guarnison ihn bey seiner Zurückkunft zu ermorden. Eine solche erschreckliche Entschliessung konnte ihnen nur die Verzweiflung eingeben, daß sie bey dem Gouverneur durch ihre gegründeten Klagen kein Recht hatten erhalten können. Diesem Unglücke hätte leicht können vorgebeugt werden, wenn der Gouverueur einem andern Officier das Kommando auf dieser Insel aufgetragen hätte.

Als er von der Jagd zurück kam, so zog die Schildwache, welche seinen Kahn von weitem sahe, die französische Flagge auf. Sogleich griff die Guarnison zu den Waffen, und es wurde Lärm geschlagen. Die zusammen verschwornen Soldaten marschirten darauf unter der Anführung eines Unterofficiers an das Ufer, und riefen ihm mit einem Sprachrohr, wie es auf der See gebräuchlich ist, zu: was vor ein Fahrzeug? Duroux antwortete: der Kommandant! Als er darauf ans Land trat, so gab der Unterofficier ein Zeichen: sogleich

gaben die Soldaten Feuer auf den Kommandanten, und schossen ihn auf der Stelle todt, hernach zogen sie ihn nackend aus, und warfen seinen Körper ins Meer.

Dis war das Ende und die Bestrafung dieses kleinen Tyrannen, der von niemanden bedauert wurde, und der weiter kein Verdienst hatte, als daß Herr Titon, erster Secretair des Gouverneurs, sein Freund war. Die Soldaten, welche nunmehro Meister von der Insel waren, setzten darauf einen Einwohner mit Namen Beaudrot in Freyheit, den der getödtete Kommandant lange Zeit auf eine ungerechte Weise im Gefängniß gehalten hatte, Duroux hatte sich das Recht eines Admirals von Frankreich zugeeignet, indem er mit den Soldaten und Einwohnern alle die Güter theilen wollte, welche sie aus den Schiffen die an der Katzeninsel scheiterten, gerettet hatten, und alle die, welche ihm diesen Antheil versagten, wurden gewiß so hart bestraft, als wenn sie das größte Verbrechen begangen hätten. Diese Bewandtniß hatte es auch mit Beaudrot dieser war ins Gefängniß gesetzt, weil er die Güter, die er aus einem spanischen Schiffe mit Namen der Situant, das im Jahr 1758 an dieser Insel Schiffbruch gelitten, gerettet hatte, mit den Kommandanten nicht hatte theilen wollen.

Nachdem die aufrührischen Soldaten darauf alle königliche Effecten die auf der Insel waren geplündert hatten, so zwangen sie den

Einwohner, den sie aus dem Gefängniß befreyet hatten, sie nach der englischen Colonie in Carolina zu führen. Als sie in das Gebiet eines grossen Oberhaupts unter den Wilden, den die Europäer den Kayser der Kaouytas nennen, gekommen waren; so schickten sie den Beaudrot zurück, und gaben ihm ein schriftlich Zeugniß mit, daß sie ihn gezwungen hätten, ihr Wegweiser zu seyn. Darauf trennten sie sich, und ein Theil von ihnen gieng zu den Engländern. Aber die, welche bey den Wilden blieben, wurden kurz hernach auf Verlangen des M. Montberaut der damals im Lande der Allibamons kommandirte, gefänglich eingezogen. Unter diesen war auch ein Caporal von dem Schweitzerregiment Halwyl, der sich, um nicht von einander gesäget zu werden, welche Strafe bey den Schweitzern gebräuchlich ist, mit einem Messer das er nach Art der Wilden am Halse trug, ermordete.

M. Baudin ein Officier von der Guarnison wurde darauf mit einem Detaschement Soldaten abgeschickt, die Verbrecher abzuholen. In dieser Zwischenzeit kamen die beiden Söhne des Beaudrot von Neuorleans nach Mobile, und brachten ohne es zu wissen, eine Ordre an den M. de Velle, Kommandanten des Orts mit, ihren Vater, der damals ganz unbekümmert auf seiner Plantage war, gefänglich einziehen zu lassen.

Dieser Einwohner, welcher von der Arretirung der Aufrührer deren Wegweiser er gewesen war, noch nichts wuste, stellte sich von selbst im Gefängniß ein. M. de Belle ließ darauf alle Verbrecher nach Neuorleans bringen, wo man in einem angestellten Kriegsrathe ihnen den Proceß machte.

In diesem Kriegsrathe wurde Beaudrot verurtheilt, lebendig gerädert zu werden, weil er den Mördern des Kommandanten der Katzeninsel zum Wegweiser gedient hatte. Dis Urtheil wurde auch vollzogen, und sein Körper in den Fluß geworfen. Ein Soldat muste eben diese Strafe ausstehen, und ein Schweitzer wurde lebendig von einander gesäget.

Wenn man das Schicksal des unglücklichen Beaudrot betrachtet, so siehet man wol, daß er wider die Form Rechtens von Kriegsbedienten verurtheilt worden, die in den bürgerlichen und peinlichen Rechten unerfahren waren; denn er hatte gewiß eine so grausame Strafe nicht verdient, und wenn die Politic erfodert, daß man zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit kein Verbrechen ungestraft lasse, so verlangt dagegen die Gerechtigkeit, der Menschlichkeit zum Besten, daß der Richter eher zu gelinde als zu hart strafe, nach dem Grundsatze: man muß eher hundert strafbare erhalten, als einen unschuldigen strafen.

Wenn Beaudrot auch Straffe verdient hatte, so hätte man sie doch, in Rücksicht auf seine Frau und 4 Kinder, die durch seinen Todt ins größte Elend gestürzt wurden, mildern sollen. Unter seinen 4 Kindern war eine ungemein schöne Tochter, die wegen ihrer besonderen Tugend und Schönheit von der ganzen Colonie bewundert wurde. Diese schöne Creolin hat sich mit ihrer übrigen Familie in eine weit entlegene Plantage, von allem Umgange mit Menschen entfernt, um das Unglück und den Tod ihres Vaters zu beweinen.

Dieser unglückliche Mann war in wichtigen Negotiationen mit den Wilden, bey denen er in grossem Ansehen stand, mit gutem Vortheile gebraucht. Er redete ihre Sprache, und kannte ihr Land so gut wie sie. Ueberdis besaß er eine ausserordentliche Stärke.

Alle diese gute Eigenschaften hatten ihm die Liebe und Hochachtung der Chactas so sehr erworben, daß sie ihn eben wie einen Mann von ihrer Nation ansahen, und sie würden gewiß seinetwegen einen Aufstand erregt haben, wenn ihnen nicht M. de Belle (1) aus kluger Fürsicht, seine Gefangennehmung und Hinrichtung, verborgen hätte.

(1) Dieser Officier kannte die Nation der Chactas vollkommen, weil er viele Jahre zu Tombeckbe Kommandant gewesen war, und die Wilden schätzten ihn wegen seiner Tapferkeit und Uneigennützigkeit sehr hoch.

Nach der Ermordung des Dûroux erwählte der Herr von Kerlerec den Herrn de Cha * * zum Kommandanten der Katzeninsel.

Dieser Officier gieng im Jahr 1758 von Neuorleans mit einer Guarnison, die theils aus Soldaten, theils aus Einwohnern der Hauptstadt bestand, nach seinem Posten, aber die Einwohner waren lauter unbekannte Leute, welche die Bürger der Hauptstadt, mit Bewilligung des Kommandanten, an ihrer Stelle, auf diesen Posten schickten.

Diese Landstreicher hielten so lange auf der Insel aus, als sie von den Bürgern die die Wachen eigentlich thun musten, bezahlt wurden. Mann siehet leicht, daß eine Mannschaft, wie diese, die nicht nach den Regeln des Dienstes abgelößt wird, Anlaß zu Complotten und Desertionen nimt, wie es sich auch auf vielen andern Posten dieser Colonie zugetragen hat.

Im Monat Merz im Jahr 1759 erschien im Angesicht dieser Insel ein Schiff von drey Masten, welches dem Herrn Eriq einem Negotianten gehörte, der es in der Havane gekauft hatte. Seine Ladung bestand aus Caffee, Zucker, Tafsias, Schiffseilen und einigen Kriegsbedûrfnissen, und die Equipage aus spanischen Bootsleuten, die den Hauptmann auf der Küste der Balise verliessen.

St. Criq sahe sich durch diese Desertion gezwungen, das Schiff mit den wenigen Leuten, die er noch bey sich hatte, zu verlassen. Er kam mit seiner Chaluppe nach Neuorleans, und wandte sich an den Platz-Major M. de Belle-Isle, der damals das Kommando ad interim führte. Von diesem bat er sich Mannschaft aus, um sein Fahrzeug zu suchen, welches an den Küsten der Katzeninsel auf den Strand gerathen seyn muß.

M. de Belle-Isle gab dem Kaufmanne einen verständigen Unterofficier und 10 Soldaten mit um sein Schiff zu retten, und schrieb zugleich an den Herrn C., wenn dieses Schiff in der Nachbarschaft seines Postens gestrandet wäre, so sollte er so gleich Wache dabey stellen, und zugleich bey Lebensstrafe verbieten, daß ohne Vorwissen des Eigenthümers nichts daraus genommen würde, und er möchte sich pünctlich nach den Vorschriften richten, die in den königlichen Verordnungen das Seewesen betreffend unter dem Titel Schiffbruch enthalten wären. Zum Unglück für den Herrn Criq kam dieser Befehl des Majors zu spät, der Herr C. hatte die Ladung schon durch seine Soldaten und Einwohner wegnehmen lassen, die die Vorsicht gebraucht, die Güter in den benachbarten Sand zu vergraben. Als Herr Criq auf der Katzeninsel angekommen, so überreichte er dem Kommandanten den Brief des

Ma-

Majors, und gieng hernach mit seinen Leuten in sein Schiff um es zu visitiren. Da er aber merkte daß er seine Brieftasche verlohren, in welcher das Verzeichniß seiner Ladung war, so stieg er wieder ans Land, um sie zu suchen. Und dis war eine besondere Fügung der Fürsehung, denn kaum war er ans Land getreten, als ein so heftiges Feuer in seinem Schiffe ausbrach daß 3 Menschen, die im Raum des Schiffs waren ein Raub der Flammen wurden. Die übrigen retteten sich durch Schwimmen (1).

St. Criq brachte hierüber seine Klagen beym Herrn von Kerlerec an, aber erst nach langen Verzögerungen nöthigte dieser den

Schiffs-

(1) Unterdessen daß Herr Criq bey dem Major von Belle-Isle Hülfe suchte, und den Befehl an M. de C** wegen Erhaltung seines Schiffes auswirkte, schrieb dieser an den Major: es sey an dem und dem Tage ein Fahrzeug von drey Masten an der Katzeninsel auf den Strand gelaufen; er habe ihm ein Zeichen gegeben, aber keine Antwort erhalten, da durch sey er auf die Gedanken gebracht, es sey ein feindlich Schiff, welches seine Mannschaft im Raume, versteckt hätte. Er sey daher mit seiner Guarnison an das Schiff gefahren, und da er auf sein gegebenes Zeichen wieder keine Antwort erhalten, so sey er hineingestiegen, habe aber keine lebendige Seele darinn gefunden. Die Ladung sey herausgenommen gewesen, und habe er nichts darinn gefunden, als ein entzwey gehauenes Ankerthau: Das Fahrzeug sey übrigens auf 26 Canonen eingerichtet.

Schiffshauptmann; daß er diese Sache gegen Erlegung einer Summe von 1500 Livers, die ihm C * * * bezahlen muste, beylegte. C * * * ließ sich darauf nach Neuorleans zurück berufen, und ergab sich so sehr allen Arten von Ausschweifungen, daß sich die ganze Colonie an ihm ärgerte. Nachdem er die Früchte seiner Ungerechtigkeit verschwendet hatte; so gieng er auf ein holländisches Schiff von Caracao, einer Colonie die dieser Republic gehört. Die Urtheile über die heimliche Entweichung dieses Officiers sind sehr verschieden: einige glauben, er sey geflüchtet um der Strafe wegen seines Verbrechens zu entgehen: andere sind der Meinung, er habe geheime Briefe vom Gouverneur an den Hof. Dis muß uns der Ausgang lehren.

Durch die Widerersetzung der 1500 Livers ist genugsam erwiesen, daß C * * * das Schiff des Herrn Eriq geplündert hat. Er hat auch dem Herrn Perliere der ihm im Kommando auf der Katzeninsel folgte, selbst gestanden, daß er 60000 Livers daraus genommen. Doch ist er der Todesstrafe, die er durch seine Seeräuberey verdient, entgangen. Denn die vorher angeführten Verordnung enthält; daß diejenigen, die sich an schiffbrüchigen Personen, oder ihren Gütern vergreiffen, mit dem Tode sollen bestraft werden. Dis Verbrechen ist auch so entsetzlich, daß es uns die natürliche Religion

gion, ohne Christenthum schon verbietet, und uns anweiset Nothleidenden beyzuspringen (1).

So waren die Officiers beschaffen, denen der Gouverneur von Louisiana sein Vertrauen schenckte.

Jetzt eben läuft die Nachricht ein, daß eine Partey Krieger von der Nation Cherakises unter ihrem Anführer, welcher der Wolf genannt wird, das Fort London der Engländer erobert hat. Die Wilden haben den Kommandanten Dameri dadurch getödtet, daß sie ihm den Hals voll Erde gesteckt, wobey sie ihm zugerufen: du Hund, weil du so begierig nach Erde bist, so sättige dich damit. Dis haben sie auch einigen andern gethan.

Wenn ich nicht nach Frankreich zurückkehre, so will ich Ihnen von Neuorleans die Ursachen der Uneinigkeit, welche zwischen den beyden Oberhäuptern der Colonie dem M. de Kerlerec als Gouverneur, und dem M. de Rochemore als Ordonnateur obwaltet, melden. Ich bin mein Herr ꝛc.

Mobile den 10ten Jan. 1760.

(1) C * * * der die Früchte seiner Ungerechtigkeiten in Frankreich genüssen wollte, ist daselbst gestorben, wie er gelebt hat.

XX. Brief.

An eben denselben.

Der Autor reiset nach Neuorleans. Ursachen der dasigen Unruhen. Pathetische Geschichte der Gefangenschaft des M. de Belle-Isle bey den Attakapas. Besondere Thiere und Heilungsmittel, die Louisiana hervorbringt.

Mein Herr!

Ich habe Ihnen so viel Neues zu melden, daß ich nicht weiß wo ich anfangen soll. Ich hatte Ihnen von Tombeckbe geschrieben, daß in der Hauptstadt alles in Unruhe sey, und man hört hier auch in der That von nichts als Uneinigkeit und Zänkereyen; denn der Eigennutz und der Geitz haben die Fackel der Zwietracht durchgängig angezündet. Da ich keinen Theil an diesen Händeln nehmen will, und mich im Dienste des Königs, in dieser Colonie, wo alles in Unordnung ist, nicht nützlich machen kann, so suche ich beständig um Erlaubniß an, nach Frankreich gehen zu dürfen. Die treuesten Unterthanen, die ihre Schuldigkeit thun wollen, erfahren Widerspruch und Unwillen, und die grausamsten Verfolgungen sind die Ver-

Vergeltung für ihren Eifer. Aber, ohne mich in eine umständliche Erzählung aller der Ungerechtigkeiten einzulassen, die man vielen braven Officiers und andern honnetten Leuten, die größtentheils noch leben, angethan hat, will ich Ihnen nur dis Unrecht melden, das dem Herrn von Belle-Isle wiederfahren ist.

Dieser ehrwürdige Officier, der sich durch seine Rechtschaffenheit und untadelhafte Sitten die Hochachtung und das Wohlwollen aller braven Leute und namentlich der Generals, des Herrn von Perrier von Bienville, des Marquis von Vaudreuil und anderer erworben, verdient daß ich Ihnen hier seine Geschichte, mit allen Umständen, so wie ich sie von ihm selbst habe, erzähle.

Ich werde Ihnen alles melden, was diesem Officier seit 45 Jahren, da er dem Könige in dieser Colonie dient, begegnet, und ich versichere daß alles die lautere Wahrheit ist, so sonderbar auch einige Vorfälle in seinem Leben scheinen mögen.

M. de Bienville, der noch in Paris lebt, hat den Wilden, die der Herr von Belle-Isle zurück gebracht, die Ranzion für ihn bezahlt, und kann alles bezeugen, was hier erzählt wird (1).

Da

(1) Geschichte des N. von Belle-Isle Ritter des königlichen und St. Ludwigs Orden, Platz-Majors über die Seetruppen in Louisiana, findet

Da sie mein Herr ein sehr empfindliches Herz haben, so bin ich versichert, das traurige Schicksal dieses unglücklichen Officiers wird Sie zum Mitleiden bewegen.

Grosse Seelen schämen sich nicht, durch das Unglück anderer erweicht zu werden, und selbst die Wilden sagen, daß derjenige, welcher bey dem Elende seiner Brüder unempfindlich ist, den Namen eines Menschen nicht verdienet, und ein Ungeheuer ist, welches man wie eine Pest des menschlichen Geschlechts fliehen muß.

Im Jahr 1719 kam die Colonie Louisiana vom Herrn Crozat an die westindische Compagnie, welche, um sie zu bevölkern 1000 Menschen dahin schickte. M. de Belle-Isle gieng damals mit verschiedenen andern Officiers und Volontairs auf einem Schiffe der Compagnie nach dieser Colonie. Das Schiff wurde durch die Ströme und die widrigen Winde in die Bay St. Bernhard, im mexikanischen Meerbusen, getrie-

det sich in einer Nachricht von Louisiana die 1758 in Paris gedruckt worden. Der Autor dieser Erzählung, der die Colonie im Jahr 1733 verlassen, hat die interessantesten Umstände ausgelassen, und einigen Vorfällen, die er erzählt, hat Herr von Belle-Isle selbst widersprochen. Ich habe meine Erzählung aus einer Handschrift gezogen, die dieser Officier selbst geschrieben hat.

getrieben. Hier schickte der Hauptmann die Chaluppe ans Land, um frisch Wasser einzunehmen, und Herr von Belle-Isle gieng mit vieren von seinen Kammeraden, mit Erlaubniß des Hauptmanns mit ans Land. Unterdessen, daß die Chaluppe ans Schiff zurückfährt, gehen die vier jungen Officiers auf die Jagd: während dem kommt die Chaluppe nochmals ans Land, und nachdem sie ihre Provision süsses Wasser eingenommen, so kehrt sie ans Schiff zurück, und läßt die Officiers, die noch nicht zurück gekommen waren, am Lande.

Der Hauptmann läßt darauf ohne länger auf sie zu warten, die Anker lichten, und gehet unter Seegel. Man überläßt es einem jeden sich den Schrecken und die Verwirrung vorzustellen, die sie empfanden, als sie ans Ufer zurück kamen, und weder Chaluppe noch Schiff fanden. Sie sahen sich nunmehro in einem unbekannten Lande zurück gelassen und irreten lange auf der wüsten Küste herum, auf der einen Seite mit dem Meere, und auf derandern mit Caraiben oder Menschenfressern umgeben. Sie getraueten sich nicht, die sumpfigte Küste zu verlassen und da sie kein Ende ihres Elendes hoffen konnten, so geriethen sie in solche Verzweiflung, daß sie bey nahe den Verstand verlohren hätten. Nichts beunruhigte diese jungen Europäer mehr als die Furcht den Menschenfressern in die Hände zu fallen. In der falschen Vermuthung das Schiff

sey gegen Abend geseegelt, giengen sie an der Küste gegen Abend herunter, riessen den Himmel um Hülffe an und beklagten ihr unglückliches Schicksal. Sie lebten von Insecten und Kräutern, ohne zu wissen ob sie gesund oder ungesund wären. Das was sie am meisten quälte waren die grossen Mücken, die in diesen Gegenden sehr häufig sind, und gegen die sie sich durch nichts vertheidigen konnten. In dieser elenden Verfassung brachten sie verschiedene Täge zu. M. de Belle-Isle hatte einen jungen Jagdhund mit ans Land gebracht, der sehr an ihn gewöhnt war, diesen verlangten seine Kameraden zu schlachten und eine Mahlzeit aus ihm zu machen. Da sie sich endlich des Hungers nicht mehr entwehren konnten, so willigte sein Herr darein, daß er sollte geschlachtet werden. Weil er ihn aber nicht selbst tödten wollte, so machte sich einer von den übrigen über ihn her. Doch dieser war so schwach, daß ihm der Hund, da er ihm einen Stich mit seinem Messer geben wollte, in den nahen Wald entwischte, und man sahe ihn nicht weiter. Die vier unglücklichen Officiers starben einer nach dem andern vor den Augen des Herrn de Belle-Isle, welcher seine letzten Kräfte anwendete um ihre traurigen Ueberbleibsel in dem Sande zu begraben, damit sie nicht ein Raub der wilden Thiere werden möchten. Diesen Tribut bezahlte er der Menschheit mit Seufzern über sein eigen Unglück, und nur der Stärke seines Temperaments hatte er es zu danken, daß er seine vier

Kameraden überlebte. Um sein Leben zu erhalten muste er Würmer essen, die er im verfaulten Holze fand. Einige Tage nach dem Tode seiner Kameraden erblickte er seinen Hund von weiten, der etwas im Halse trug: er lockte ihn und das Thier kam so gleich mit starken Sprüngen auf ihn zu, legte eine Holzratte zu seinen Füssen und bellte für Freuden, als wenn es hätte sagen wollen: ich bringe dir etwas dein Leben zu erhalten. Diese Holzratten sind so groß wie ein Spanferkel, und können gegessen werden. M. de Belle-Isle, der nunmehro weiter keinen Gefehrten als seinen Hund hatte, fieng nun an hin und her zu wandern, um Nahrungsmittel zu suchen, und machte sich des Abends eine kleine Verschanzung an dem Fusse eines Baumes, um sich gegen die wilden Thiere zu schützen. In einer Nacht kam einst ein Tiger seiner Schlaffstelle nahe. Sein Hund der an seiner Seite wachte, wurde die Bestie gewahr, und fiel sie mit starkem Bellen an. Herr von Belle-Isle, der hiervon erwacht war, eilte seinem Hunde zu Hülffe, und der Tiger entfloh, und ließ den Hund verwundet zurück. Er schlachtete ihn darauf, aus Furcht, daß er von dem Bisse des Tigers toll werden möchte, und verzehrte ihn. Da er sich nunmehro ganz allein in dieser Wüste sahe so warf er sich auf die Knie, dankte dem Allmächtigen, daß er ihn bis dahin erhalten, und gieng darauf, nachdem er sich der göttlichen Führung gänzlich überlassen, tief ins Land herein, um zu

sehen, ob er keine menschliche Geschöpfe antreffen könnte. Es dauerte nicht lange, so fand er menschliche Fußtritte im Sande: diesen folgte er bis an das Ufer eines Flusses, wo er eine Pirogue fand, in welcher er über den Fluß setzte. Auf der andern Seite des Flusses traf er Wilde an, welche Menschenfleisch und Fische dörrten: sie waren von der Nation der Attakapas (1).

Sie kamen auf den Herrn von Belle-Isle zu, und hielten ihn anfänglich, weil er so sehr mager war, für ein Gespenst. Als er bey ihnen angekommen, so zeigte er auf seinen Mund um ihnen anzudeuten, daß er hungrig sey. Diese Wilden, welche ihn wegen seiner grossen Magerkeit nicht zu schlachten begehrten, setzten ihm Menschenfleisch zu essen für, er aber wählte sich einen Fisch, den er mit grossem Heishunger verzehrte. Nachdem sie ihn darauf von allen Seiten sehr genau betrachtet, so zogen sie ihn nackend aus, und theilten seine Kleider unter sich. Hernach führten sie ihn in ihr Dorf um ihn zu mästen, wo er das Glück hatte, daß ihn eine Wittwe, die schon über ihre besten Jahre hinaus

(1) Dieser Name bedeutet bey den Wilden, Menschenfresser. Wenn die Attakapas im Kriege einen Gefangenen machen, so schlachten sie ihn und machen aus seinem Fleische ein grosses Tractement. Sie essen gewöhnlich Fische, und trinken Caßine. Sie reden durch Zeichen, und halten zuweilen lange pantomimische Unterredungen.

hinaus war, zu ihrem Hunde, (das heißt bey ihnen so viel als zu ihrem Sclaven) aufnahm. Nach und nach erhielt er seine Kräfte wieder, er war aber in eine tieffe Traurigkeit versenkt, und befürchtete immer, seine Wirthe möchten ihn ihren falschen Göttern opfern, und sein Fleisch verzehren. Denn er muste täglich sehen wie diese Barbaren die fettesten unter ihren Kriegsgefangenen schlachteten, und ihr Fleisch bey ihren Feyerlichkeiten verzehrten, und er stellte sich ganz gewiß für; daß sie ihn, so bald er fett seyn würde, mit der Keule todt schlagen würden. Unterdessen hielten diese Völker einen Rath über ihn, darin beschlossen wurde, es sey niederträchtig einen Menschen zu tödten, der zu ihnen gekommen um Hülfe bey ihnen zu suchen, und nicht um ihnen Schaden zu thun, und diesem zufolge behielt ihn die Wittwe zu ihrem Sclaven. Die ersten Tage seiner Gefangenschaft fielen ihm, ungeachtet er nicht sehr hart gehalten wurde, doch sehr schwer, weil er die Kinder dieser Menschenfresser warten, und auf seinen nackenden Schultern tragen muste: denn er war so nackend wie die Wilden, nur daß er um die Mitte des Leibes einen Schurz trug. Nachdem ihn aber die Wittwe zu ihrem Sclaven angenommen hatte, so wurde er besser gehalten.

Da Herr von Belle-Isle jung und vigoureus war, so gieng ihm seine Sclaven Arbeit gut von statten, und er erwarb sich endlich

so

so gar die Gunst seiner Gebieterin, welche ihn adoptirte und in Freyheit setzte, und darauf wurde er unter die Nation aufgenommen. Er lernte in kurzer Zeit durch Zeichen mit ihnen zu reden, und wie sie mit den Bogen zuschiessen.

Sie nahmen ihn darauf mit in den Krieg, wo er ihnen seine Geschicklichkeit im Bogenschiessen sehen ließ, denn er schoß einen ihrer Feinde, in ihrer Gegenwart mit einem Pfeile durch und durch. Durch dieses Meisterstück erwarb er sich den Namen eines wahren Kriegers. Nachdem darauf ein Wilder einen Rehbock geschossen so dörrten sie das Fleisch davon, und von dem, vom Herrn von Belle-Isle getödteten Wilden, zum Proviant auf die Reise. Auf diesem Marsche, foderte Herr von Belle-Isle, der hungerig war zu Essen: ein Wilder gab ihm Menschenfleisch, und sagte es sey von dem Rehbock. Als er davon gegessen hatte, so sagte der Wilde zu ihm: du machtest sonst Schwierigkeiten, aber nun issest du Menschenfleisch wie wir. Bey diesen Worten brach M. de Belle-Isle alles wieder aus, was er gegessen hatte.

Ungefehr zwey Jahre nach seiner Gefangenschaft kamen Gesandte von einer Nation zu den Attakapas, um Frieden mit ihnen zu schliessen. Dis war eine besondere göttliche Fügung. Die Nation von der die Gesandten waren, wohnet in dem Gebiete von Neumexico, nahe bey den Natchitoches, wo damals Herr Hucheros de St.

Denis kommandirte, den die Deputirten dieser Nation ob sie gleich unter spanischer Bothmäßigkeit standen, ehrten und hochschäzten. Nachdem die Deputirten den Herrn von Belle-Isle genau betrachtet, so sagten sie zu den Attakapas, in den Ländern daraus sie kämen, wären auch solche weisse Menschen, wie dieser. Die Attakapas antworteten ihnen: sie hätten ihn an der Küste des grossen Sees gefunden, wo seine Gefährten vor Hunger gestorben, sie hätten ihn mit in ihre Wohnung genommen, wo ihn eine Wittwe zu ihrem Sclaven angenommen. Nachdem sie ihn darauf mit in den Krieg, wider eine benachbarte feindliche Nation, geführet, so habe er sich durch seine Geschicklichkeit im Bogenschiessen so sehr hervorgethan, daß sie ihn unter ihre Krieger aufgenommen.

Dieser Officier, der bey ihrer Unterredung zugegen war, schöpfte hieraus die erste Hoffnung, sein Vaterland wieder zu sehen. Er nahm einen von diesen Wilden bey Seite, und befragte ihn genau wegen der weissen Menschen in seinem Lande. Er hatte durch einen Zufall sein Officier-Patent in einer Büchse aufgehoben, auf dieses schrieb er mit einer Rabenfeder, und aus Ruß gemachter Dinte folgende Worte: „An „den ersten Officier der weissen Menschen. Ich „bin der und der, und in der Bay St. Bern„hard am Lande zurück gelassen, meine Gefähr„ten sind Hungers gestorben, und ich bin ein

„Ge-

„Gefangener bey den Attakapas.“ Dis Pappier gab er einem Wilden, und sagte ihm, es sey das redende Pappier, und er würde, wenn er es an einen französischen Officier in seinem Vaterlande brächte, sehr wohl aufgenommen werden. Der Wilde glaubte das Pappier müßte etwas göttliches seyn, weil es für ihn bey den Franzosen reden sollte, und da es ihm seine Kammeraden nehmen wollten, so entfloh er ihnen, und schwamm mit dem Briefe in der Hand über einen Fluß. Nach einer Reise von 150 Meilen kam dieser Wilde mit seinem Briefe zu der Nation der Natchitoches (1), wo damals M. Hucheros de St. Denis, ein Officier von Distinction kommandirte, welcher die erste Reise von Louisiana nach Mexico zu Lande gethan hat, wo er nachher eine Nichte des spanischen Gouverneurs geheirathet. Diesem überreichte der Wilde den Brief des Herrn von Belle-Isle, und er wurde sehr gut aufgenommen, und mit Geschenken überhäuft.

Nachdem St. Denis den Brief gelesen, so fing er nach Art der Wilden an zu weinen. Diese fragten ihn was ihm fehlte, er antwortete, er beweinte seinen Bruder, welcher seit zwey Jahren ein Gefangener bey den Attakapas sey. Weil er bey dieser Nation in grossem

(1) Dieser Posten ist nicht weit von Mexico, und hat eine Colonie von Wilden, welche an dem rothen Flusse wohnen.

Ansehen stand, so erbot sich der Wilde, welcher ihm den Brief gebracht, seinen Bruder zu holen, und noch andere Wilde vereinigten sich mit ihm.

M. de St. Denis gab ihnen darauf einige Hemden und einen Hut für den Herrn von Belle-Isle, und sie reiseten sogleich an der Zahl zehen, zu Pferde und mit Flinten bewafnet ab, und versprachen dem Herrn von St. Denis, daß sie ihm seinen Bruder in zwey Monaten auf einem Handpferde, welches sie zu dem Ende mit nahmen, zurück bringen wollten.

Als sie bey den Attakapas ankamen, so machten sie ihre Ankunft durch verschiedene Salven aus ihrem Gewehr bekannt, welche von diesen Wilden für Donnerschläge gehalten wurden. Hernach gaben sie dem Herrn von Belle-Isle den Brief des M. de St. Denis, welcher ihm schrieb, er könne sich diesen Wilden sicher anvertrauen, und er freue sich im voraus, ihn bey sich zu sehen. Man kann sich die Freude nicht vorstellen, die dieser Brief bey dem Herrn von Belle-Isle verursachte: er befürchtete aber zugleich die Attakapas möchten sich seiner Abreise widersetzen.

Aber der Anführer dieser Gesandtschaft ließ ihn geschwind zu Pferde steigen, und eilte mit seiner Bedeckung zurück. Die Attakapas, welche durch die Flintenschüsse der Gesandten in Furcht gesetzt worden, unterstanden sich nicht, sich zu

wider-

widersetzen, und die Wittwe, welche den Herrn von Belle-Isle adoptirt hatte, zerfloß in Thränen. Auf diese Art wurde dieser Officier aus seiner Gefangenschaft befreyet, welche sonst vielleicht so lange als sein Leben gedauert hätte.

Der Wilde, welcher den Herrn von Belle-Isle zurück gebracht hatte, war so stolz auf diese Verrichtung, als Ferdinand Cortez, als er den letzten Kayser von Mexico Motezuma überwunden. Als sie bey den Natchitoches ankamen, so fanden sie den M. de St. Denis nicht mehr, dieser war nach Biloxis, wo damals das Hauptquartier war, abgereiset.

Biloxis war zu der Zeit die Hauptstadt in Louisiana, denn Neuorleans war noch nicht erbauet.

M. d'Orvilliers, der in Abwesenheit des M. de St. Denis das Kommando führte, schickte den Herrn von Belle-Isle mit seiner Bedeckung von Wilden an den Herrn von Bienville, welcher damals Gouverneur von Louisiana war. Dieser empfing ihn mit offenen Armen, und belohnte seine Befreyer reichlich. Bey seiner Ankunft drang sich ein jeder zu ihm, um ihm wegen seiner Befreyung aus der elenden Sclaverey, Glück zu wünschen und M. de Bienville gab ihm ein Kleid.

Dieser Officier ist hernach dem Gouverneur, durch die Kenntniß, die er sich von den Sitten

der Attakapas erworben, sehr nützlich gewesen. Diese Nation ist die einzige in Neumexico, die sich die Spanier niemals haben können unterwürfig machen.

M. de Bienville schickte ein Geschenk an die Attakapas, und ein besonderes an die Wittwe, welche den M. de Belle-Isle, adoptirt und beschützt hatte.

Diese Völker, die eine solche Freygebigkeit unsers Gouverneurs, nicht vermuthet hatten, schickten Gesandten an ihn, um ihre Danksagung abzustatten, und ein Bündniß mit den Franzosen zu schliessen (1). Bey dieser Gesandtschaft war die gewesene Patronin des Herrn von Belle-Isle in Person. Seit der Zeit hat diese Nation in beständigem guten Vernehmen mit den

(1) Das Oberhaupt der Gesandtschaft hielt folgende Rede an den Herrn von Bienville, die M. de Belle-Isle verdolmetschte: „Mein Vater, der Weisse, welchen du hier siehest, ist dein Fleisch und Blut: er war mit uns durch die Annahme an Kindesstatt vereinigt. Seine Brüder sind Hungers gestorben: wenn sie vorher von meiner Nation wären gefunden worden, so lebten sie vielleicht noch, und wir würden ihnen eben wie diesem begegnet haben.“ Die Gastfreyheit welche die Attakapas gegen den M. de Belle-Isle ausgeübt, beweißt, daß ihre Grausamkeit nur ein Fehler ihrer Erziehung ist, und daß sie die Natur nicht ohne menschliches Gefühl erschaffen hat.

den Franzosen gelebt, und diese haben ihr die barbarische Gewohnheit Menschenfleisch zu essen abgewöhnt.

„Die groben Bewohner dieser entfernten „Gegenden, legen, in der Schule der Menschheit und der Künste, durch unsre Sitten und „Beyspiele unterrichtet, die Rauhigkeit ihrer „wilden Gewohnheiten ab. Ihr einfältiges „Herz verehret in seiner Wildheit die weise Autorität des wolthätigen Franzosen, und dieser „liebt sie als Bürger, und herrschet über sie „wie ein Vater.“ M. Thomas.

Als die Attakapas nach Neuorleans kamen, so wurden sie, wegen gütiger Begegnung gegen M. Belle-Isle, von allen Franzosen liebreich aufgenommen: denn, ohne ihre Hülfe würde er eben so elend umgekommen seyn wie seine Kammeraden.

M. de Bienville machte sich zuweilen das Vergnügen und ließ sich von diesen Menschenfressern allerley Handlungen durch ihre Bewegungen vorstellen, worin sie sehr geschickt sind, und M. Belle-Isle der diese Kunst bey ihnen gelernt hatte, muste es ihm erklären. Die Attakapas führen Bogen und sehr grosse Pfeile, und bauen das indianische Korn Mahis wie die übrigen Völker im nördlichen Amerika. Dieser Theil von Amerika ist so weitläuftig, daß man bisher so wenig seine Gränzen, als alle die Nationen,

tionen, die es bewohnen, hat können kennen lernen.

Im Jahr 1759 nahm sich M. Marigini de Mandeville ein Officier von Distinction, mit Bewilligung des Gouverneurs von Louisiana, vor: neue Entdeckungen, gegen die Insel Barataria, deren Lage wir nur noch sehr unvollkommen kennen, zu machen, und in dieser Absicht arbeitete er an einer Generalcharte von der ganzen Colonie. Dieser Officier hat diese Entdeckungen der unbekannten Länder, auf seine eigene Kosten, mit einem unermüdeten Eiffer, welcher einen guten Bürger caracterisirt, unternommen.

Ich habe mich in meinen vorigen Briefen bemühet, Ihnen einen Abriß von der Geschichte dieses Landes, von seiner Entdeckung bis hierher, zu geben, und Ihnen einen Begriff von seiner Lage, seiner Handlung, und von allem was mir lehrreich und unterhaltend geschienen, zu machen, und ich glaube, daß ich nichts hauptsächliches ausgelassen habe. Ich will nunmehro unsern Briefwechsel mit einigen Anmerkungen über die Naturgeschichte dieser Colonie, beschliessen, weil Sie aus den Beschreibungen, die man davon hat, wenig Unterricht werden geschöpft haben.

Ich

(1) Man sehe die Memoire dieses Officiers, die bey Guillaume Despres 1765 in Paris herausgekommen sind.

Ich muß Ihnen also erstlich melden, daß alle Früchte die man aus Europa in dis Land gebracht, hier sehr gut fort kommen. M. Fazende einer der obersten Räthe von Louisiana hat aus Provenze einen Feigenbaum hierher bringen lassen, welcher hier unvergleiche Feigen trägt. Da sich der Feigenbaum durch Ableger fortpflanzt, so ist dieser einzige Baum eine Baumschule für die ganze Colonie. Unter den Früchten dieses Landes ist eine, die Raquette genannt wird, sie hat die Gestalt und den Geschmack, einer kleinen in Weineßig eingemachten Gurke. Diese Frucht, welche sehr erfrischend ist, findet sich häufig um Mobile.

Die Pioquemine ist eine Art von Mispel, welche die Wilden Ougonsle nennen. Diese Frucht ist nicht grösser als die europäische Mispel, sie ist roth und gelb wie die Apricose, adstringirt sehr, und ist ein Universalmittel wider die rothe Ruhr und den Durchfall. Die Wilden backen Brod daraus, in Gestalt unsrer Pfefferkuchen, und trocknen es zum Proviant auf ihre lange Reisen (1).

Die

(1) Die Pioquemine hat auch noch eine andere Tugend, man stößt ihre Kerne zu Pulver, gießt 24 Stunden frisch Wasser darauf, und schlägt es hernach durch Leinwand. Dis Wasser wird in einer Bouteille aufgehoben, und ist ein Mittel wider den Stein; wenn es nüchtern getrunken wird.

Die Jasmine hat die Gestalt und die Farbe einer Limonie, und schmeckt wie eine Bananas-Feige. Von ihren Kernen, die wie Bohnen aussehen, sterben die Schweine.

Es wachsen hier viel Orangen- und Pfirschenbäume, und diese Früchte sind in der Colonie so häufig, daß sie unter den Bäumen verfaulen.

Es giebt hier Aepfel- und Pflaumenbäume, und ganze Wälder von schwarzen und weissen Nußbämen. Die Nüsse sind wie in Europa, theils klein und gut zu essen, theils so dick wie eine Faust, welche bitter sind und eine sehr harte und dicke Schale haben. Der Pacamer trägt Nüsse, die länglicht wie die Mandeln, und sehr wohlschmeckend sind, hieraus machen die Wilden ein Oehl, und fetten ihr Sagamite damit.

Die Vorsehung des Schöpfers, hat in diesem Lande eine unendliche Menge von fruchtbaren Bäumen hervorgebracht, und man findet hier viele tausend Arten Thiere, die in der alten Welt unbekannt sind, und davon die Alten nichts gewußt haben.

Es giebt hier rothe und weisse Lorbeerbäume, der letzte trägt eine weisse Blume, er treibt ungemein viel Aeste und würde in Europa eine besondere Zierde der königlichen Gärten seyn: die Wilden nennen ihn den Baum des Friedens.

An den Ufern der Flüsse wachsen auch Weinstöcke, die sich so hoch an den Bäumen heraufschlingen, daß man im Lande der Illinois oft von einem Weinstocke ein grosses Faß Wein erhält. Der Weinstock kommt hier ohne Wartung fort, aber der Wein ist sauer. In den Wäldern sind viel Maulbeerbäume die sehr süsse Beeren tragen, es wachsen auch welche auf niedrigen Stauden, daraus macht man Gelee.

Der Sevier ist ein dorniger Baum, daran die Dörner 6 Zoll lang sind: sein Holz ist so hart, daß oftmals die Aexte darauf zerspringen. Die Indianer machen aus diesem Holze, durch Hülfe des Feuers Mörser, darin sie ihr Mahis zu Mehl stossen. Der Baum trägt Hülsen, die einen Fuß lang, und dem Mutterzimmet ähnlich sind, die Frucht, welche darin steckt, ist kleberich wie Gummi, und besteht aus vielen Körnern, die wie Bohnen aussehen. Diese Frucht ist ein unvergleichlich Reinigungsmittel, und dazu bedienen sich ihrer auch die Wilden.

In den Wäldern findet man einen sehr dicken Baum, welcher Harz und Schifftheer ausschwitzt, und aus vielen Bäumen quillt ein Gummi hervor, welches unserm Therebint ähnlich ist.

Es wächst hier auch eine Staude, die Cirier genannt wird, und unserm Oehlbaum beynahe gleichkommt. Diese Staude trägt kleine

Körner wie Wacholderbeeren, diese werden in Wasser ausgekocht, und man macht ein Wachs daraus zu Lichtern: sie haben eine schöne grüne Farbe, und einen aromatischen Geruch. Herr Alexander, ein Chymicus und Wundarzt, hat ihre Eigenschaften zuerst untersucht.

Die Akademie hat ihm, in Betracht dieser nützlichen Entdeckung eine Pension ertheilt. Er hat auch das Geheimniß erfunden, den daraus gekochten Wachs, eben so wie den Bienenwachs in Europa zu bleichen.

Seit dem ich in Louisiana bin, hat man von St. Domingo Zuckerrohrpflanzen dahin kommen lassen, um Plantagen davon anzulegen, und M. Dubreuil, der die Bürgermilitz kommandirt, hat zu Neuorleans die erste Zuckermühle bauen lassen.

Der Zucker wird wie bekannt, aus dem Safte eines Rohrs gekocht, welches sich durch Ableger fortpflanzen läßt. Die Pflanze wächst, wenn sie in einen fetten Boden kommt, sehr hoch und dick, das Rohr bekommt in kleinen Entfernungen Knoten. Wenn es reif ist, welches man daran siehet, wenn es gelb wird, so wird es über dem ersten Knoten mit einer Sichel abgeschnitten, denn da fängt der Saft an, die Blätter werden abgestreift, und das Rohr wird in Bündel zusammen gebunden: hernach

bringt

bringt man es in die Mühle, wo es zwischen zwey mit Eisen beschlagenen Walzen ausgepreßt wird. Ein Neger steckt das Rohr zwischen die beyden Walzen, welche allen Saft rein heraus pressen. Der Saft fließt in einen grossen Trog, aus dem er durch bleyerne Röhren in ein besonderes Reservoir, und aus diesem in die grossen Kessel, darin man ihn siedet, geleitet wird. Wenn der Saft genug gekocht hat, so füllet man ihn in andere Kessel, und läßt ihn, unter beständigem Rühren, so lange sieden, bis er steif genug ist. Alsdenn gießt man ihn in irdene Formen, darin er gebleicht wird, und legt Töpfererde auf die Oefnung, welche verhindert, daß er nicht eher trocken werde, bis sich der Syrup davon abgesondert.

Aus dem Zuckerschaume wird ein Liqueur, wie der Branntwein in Europa gebrandt, den man Taffia oder Guilledire nennt. Die Europäer brauchen ihn, Wunden damit zu heilen, und ziehen ihn dazu dem europäischen Brantwein vor. Hieraus wird auch der Rum gemacht, dessen man sich statt des Weingeistes bedient, die gebrannten Wasser zu machen, welche man die Barbadische nennt.

Im Lande der Illinois wächst eine kleine Staude ungefähr 3 Fuß hoch, diese trägt eine Frucht, die den Geschmack wie unsere Citeronen hat, in den Wäldern wachsen Castanien und Haselnüsse, wie in Frankreich.

In Louisiana wachsen auch sehr gute Simplicia als Gentian, davon die Wurzel ein unvergleichliches Mittel wider die Brustbeschwerung ist. Jalappa, Rhabarbar, Schlangenkraut und Johanniskraut, daraus ein unvergleichlicher Heilungsbalsam gemacht wird. Die Wilden Aerzte oder Zauberer bereiten diesen Balsam auf folgende Art. Sie legen die Blume in ein irdenes Gefäß und Bärenfett darauf, decken das Gefäß wohl zu und setzen es in die Sonne, durch die Sonnenhitze erhält das Oehl eine rothe Farbe und einen angenehmen Geruch, und es heilet und reiniget alle Arten von Wunden. Es giebt hier auch Pflanzen, die als ein Gegengift können gebraucht werden, sie sind aber nur wenig Menschen bekannt.

Es wachsen hier auch viele Blutreinigende Kräuter, deren Eigenschaften die Wilden sehr wohl können.

Man findet hier ganze Wälder von Sassafrasholz, welches in der Medicin und in der Färberey gebraucht wird. Hier wächst auch der Baum Copa dessen Gummi ein eben so unvergleichlicher Balsam, wie der aus Peru, ist. Die Thiere welche auf der Jagd verwundet worden, heilen sich selbst, indem sie sich an den Bäumen, daraus dieser wohlriechende Balsam geflossen, reiben.

Die Wilden ziehen in ihren Plantagen Coloquinten, und Kürbisse, daraus sie einen Brust-

Syrup

Syrup machen, sie bereiten auch den Syrup capillaire, und haben die Caßine, welche ein unvergleichlich Urin treibendes Mittel ist. Wenn man eine starke Dosin davon nimmt, so erregt sie Zittern, welches sich aber bald wieder leget. Die Allibamons nennen den Trank davon, den Trank der Stärke, und die Amerikaner überhaupt schätzen ihre Simplicia höher als alles Gold aus Mexico und Peru.

Man findet in Louisiana viele Arten besonderer Thiere die in Europa gänzlich unbekannt sind. Der wilde Ochs ist hier sehr stark und groß, und für die Franzosen und Wilden ein sehr nützliches Thier, denn das Fleisch davon wird theils frisch, theils gedörrt oder eingesalzen gegessen und aus der Haut werden Decken gemacht. Dis Thier trägt eine sehr feine Wolle, daraus werden Matratzen, und aus seinem Talch Lichter gemacht, und die Sehnen brauchen die Wilden an ihren Bogen. Aus den Hörnern machen sie sich Micouenes oder Löffel, damit sie ihr Sagamite essen, und Pulverhörner zur Jagd.

Der wilde Ochs hat auf dem Rücken einen Höcker wie das Kameel; am Kopfe hat er lange Haare wie ein Bock, und auf dem Leibe Wolle wie Schafe, woraus die Weiber der Wilden Garn spinnen.

Nach der Quelle des Flusses Missouris zu, findet man alle Arten von Rothwildpret, und die

wilden Ziegen und Gemse sind in einigen Gegenden sehr häufig. Diese Thiere sind sehr lebhaft und geschwind, sie sind nicht so groß wie unsre Ziegen und die Weibgen haben Hörner mit zwey Zacken. Die Franzosen welche davon gegessen haben, haben mich versichert, das Fleisch von den jungen Böcken sey so wohlschmeckend wie das Fleisch von einem Hammel aus Briançon. Die Wilden in diesen Gegenden schiessen diese Thiere, weil sie unser Schießgewehr nicht haben, mit Pfeilen, wenn sie in den gebirgigten Gegenden weiden, und erhaschen sie, wenn sie verwundet sind, sehr leicht.

Auch haben mir die Jäger versichert, daß sich in den Wäldern eine Art Adler findet, die, wegen ihrer ungemeinen Grösse die Königlichen genannt werden. Ich muß Ihnen hier doch auch erzählen, wie die Wilden diese Thiere, welche unter ihnen, wegen ihrer Federn, sehr hoch gehalten werden, jagen; denn mit den Adlers-Federn zieren die nordischen Nationen ihre Friedens-Pfeiffe, und nennen sie die Federn der Tapferkeit.

Diese Jagd ist, weil sie weniger beschwerlich ist, den alten Kriegern aufbehalten. Zuerst sucht der Alte, welcher eine solche Jagd anstellen will, einen Ort aus, wo sich diese Vögel am häufigsten aufhalten, und bringt Fleisch, Schlangen und Eingeweide von Thieren

ren, dahin, und befestigt diese Lockspeise an einen Pfahl. Der erste Adler, der dahin kömmt, frißt davon und lockt andere dahin, die sich um die Beute zanken. Hernach gräbt sich der Jäger in der Nähe ein Loch in den Berg und verdeckt den Eingang dazu mit Bündeln und Baumreisern, an welche seine Aesung bevestigt wird. Wenn sich alsdenn der Adler beynahe satt davon gefressen hat, so steckt er seine Hand, über die er einen kleinen ledernen Beutel gezogen, durch die Reiser durch, faßt ihn bey den Klauen, wirft seine wilde Ochsenhaut über ihn her, und tödtet ihn. Wenn er so glücklich ist fünf oder sechs davon zu fangen, so hat er eine gute Jagd gemacht, denn diese Adlersfedern sind in dem ganzen nördlichen Amerika eine angenehme Waare. Diese Jagd ist für die Alten sehr wenig beschwerlich, denn ihre Kinder bringen ihnen die Lockspeisen, und die Weiber das Essen. Man siehet hier auch Hasen und weisse Bären, die eine sehr feine Haut haben. Die Tiger in Louisiana sind nicht fleckigt, wie die in Afrika und dem mittägigen Amerika. Sie fangen die wilden Ziegen, wie die Katzen die Mäuse. Die Tigerkatzen tödten die wilden Ochsen auf folgende Art: Sie lauren auf einem Baume an den schmalen Wegen, durch welche die Ochsen nach dem Flusse gehen, springen ihnen auf den Hals, und beissen ihnen die Adern ab. Bey diesem Angriffe kann sich das Thier mit seinen Hörnern nicht wehren.

Die indianische oder Holzratte ist so groß wie eine europäische Katze, sie hat einen Kopf, wie ein Fuchs, Pfoten wie ein Affe, und weiter nichts ähnliches mit der Ratte, als den Schwanz. Dis Thier hat viel besonderes: ich habe ein Weibgen geschossen, welches sieben Junge hatte, die der Mutter an die Zitzen angewachsen waren, woran sie so lange sitzen, bis sie laufen können, hernach fallen sie in eine Art von Beutel, den die Mutter unter dem Bauche hat. Die Jungen die ich fand, waren damals so groß wie junge Mäuse. Dieser Beutel den die Natur der Mutter gegeben hat, ist mit Haaren bewachsen, und dient den Jungen zur Zuflucht, wenn sie verfolgt werden, und die Mutter trägt sie darin weg. Das Fleisch von diesem Thiere schmeckt wie das von einem Spanferkel, seine Haare sind weislicht, und so weich wie Castorhaare. Diese so genannte Ratte lebt in den Wäldern von Castanien, Eicheln, Buch- und andern Nüssen. Ich habe auf meinen Reisen oft davon gegessen, das Fett davon ist ungemein weiß und fein, uud es wird daraus eine gute Salbe zur Heilung der Hemorroiden gemacht.

Es findet sich hier noch ein anderes Thier, welches die Holzkatze genannt wird: es ist so groß wie ein europäischer Fuchs; und hat nichts von der gewöhnlichen Katze, wie den Schwantz. Dis Thier, welches wie ein Murmel-

melthier aussieht, ist sehr begierig nach Austern, es wird so zahm wie ein Hund, leckt und careßirt seinen Herren und läuft ihm nach: was man ihm vorwirft, faßt es mit den Pfoten wie ein Affe. Meiner Meinung nach sind dis die stummen Hunde, welche die Spanier bey Entdeckung der Antillen fanden.

Es giebt in Louisiana 4 Arten Eichhörnchen, grosse von rother, schwarzer und grauer Farbe, und kleine, die nicht grösser sind als eine kleine Ratte, diese letzten werden fliegende genannt, weil sie zwischen den 4 Füssen eine Haut haben, die sie ausspannen, wenn sie von einem Baume auf den andern springen.

Da mir von einigen Franzosen und Wilden gesagt worden, die Schlange besässe die Kraft das Eichhörnchen zu bezaubern, so war ich begierig dis mit meinen eigenen Augen zu sehen, und ich muß Ihnen meine Beobachtung mittheilen. Als ich eines Tages im Lande der Illinois in einem Walde jagte, wo viel Nüsse waren die eine besondere Lockspeise für diese Thiere sind, so hörte ich; daß ein Eichhörnchen auf einem Baume sehr erbärmlich schrie, und sehr in Furcht zu seyn schien. Ich wuste anfänglich nicht was diesem Thiere fehlte, bis ich eine Schlange entdeckte die mit aufgehobenem Kopfe an einem Aste des Baumes hieng, und auf ihre Beute laurete. Das unglückliche Eichhörnchen fiel

endlich, nachdem es lange von einem Aste auf den andern gesprungen, der Schlange in den Rachen, die es verschlang.

Ohne mich in eine physikalische Erklärung einzulassen, geht, meiner Meinung nach, die Bezauberung folgender Gestalt zu. Die Antipathie des Eichhörnchens gegen die Schlange macht, daß es glaubt, wenn es die Schlange, so unbeweglich an einem Aste des Baumes hängen siehet, sein Feind sey todt, und es springt für Freuden so lange von einem Aste auf den andern, bis es der Schlange so nahe kommt, daß sie es erhascht und verschlingt. Verschiedene Autores behaupten, die Schlange habe eine anziehende Kraft.

Die Schlange ist ungemein fürsichtig; ich habe welche gefunden, die sich gar nicht bewegten, wenn sie merkten, daß ich nach ihnen sahe um mir glauben zu machen, sie wären nicht da, so bald ich mich aber nach einem Steine oder Stocke um sahe, so waren sie im Augenblick fort, und ich fand sie nicht wieder. In den wüsten Gegenden, durch die ich gereiset, und darin man diese Thiere häufig findet, ist mir dis oftmals begegnet.

Es giebt hier viele Arten von diesen Thieren, die merkwürdigsten sind die so genannten Glockenschlangen. Diese haben drey oder vier runde Knochen am Ende des Schwanzes, wenn sie sich bewegen, so stossen diese an einander und

geben

geben einen Ton von sich wie der Schall einer Kinderklapper. Die wilden Weiber machen ein Pulver aus dieser Schlange, und nehmen es ein wenn sie schwanger sind: indem sie glauben, dis vermindere die Geburtsschmerzen. Aus dem Fette der Glockenschlange wird eine unvergleichliche Salbe gemacht, die die Flüsse vertreibt, sie dringt bis auf den Knochen ein, wenn sie in die Gelenke eingerieben wird.

Man glaubt daß die Anzahl der Ringe im Schwanze, das Alter der Schlangen anzeige. Ich habe einige gesehen, die so groß waren, daß sie eine junge Ziege auf einmal auffressen konnten.

Es giebt noch eine andere Art Schlangen, die man Fouetteurs nennet, sie sind unter dem Bauche roth, und schwarz auf dem Rücken, und oft 20 Fuß lang. Wenn sie einen Menschen in einem Flusse antreffen; so wikeln sie sich um ihn herum und erstücken ihn.

Die Schlange welche man den Pfeiffer nennt, ist nicht völlig 2 Fuß lang, aber um desto gefährlicher, weil man sie nicht leicht siehet. Die Wilden und Negern werden oft von ihnen gebissen, in dem sie darauf treten. Diese Schlange hat einen grossen Rachen und macht ein gräuliches Gezisch, wenn sie gereitzt wird, davon haben ihr die Wilden den Namen Hohovy, das bedeutet Pfeiffer, gegeben. Auf meiner

meiner Reise nach Tombeckbe biß ein solcher Pfeiffer, der unter dem Laube versteckt lag, einen Soldaten von meinem Detaschement, welcher der Schlange auf den Schwanz trat. Der Soldat war barfuß, und die Schlange hatte ihn in der Wuth den grossen Zehe so fest gefaßt, daß sie gar nicht wieder loß lassen wollte. Ich war sehr bekümmert, diesen Unglücklichen, der mein Dolmetscher war, umkommen zu sehen, und nahm meine Zuflucht zu einem wilden Arzte, welcher von ohngefähr an diesem Orte war.

Dieser nahm ein Pulver aus einer kleinen Büchse, und blies es der Schlange mit einem Rohre auf den Kopf, welche so gleich davon starb. Hernach legte er ein anderes Pulver auf die Wunde, welches dem Gifte seine Wirkung benahm und gab dem Soldaten etwas davon mit Wasser ein, der hernach von diesem Bisse nichts weiter empfunden hat. Ich bezahlte diesen Zauberer reichlich, und hätte ihm sein Geheimniß gern abgelernt, aber er fand nicht für gut mir es zu lehren, und fieng an gegen mich zu pralen, der Herr des Lebens habe es ihm ganz allein anvertrauet.

An einigen Stellen des Flusses St. Louis oder Mißißippi giebt es sehr grosse und lange Crocodile, diese Thiere sind so begierig nach Fleische, daß sie einen Menschen, den sie am Ufer schlafend finden, in den Fluß ziehen und auf-

auffressen, ungeachtet sie sonst sehr furchtsam sind, und gleich weglaufen, wenn man auf sie losgeht. Weil man ihnen leicht entwischen kann, so erhaschen sie selten einen Menschen, aber im Wasser sind sie sehr furchtbar und verfolgen diejenigen, welche vor ihnen fliehen. Das Crocodil ist das schrecklichste Thier in der ganzen Natur, und ich kann nicht ohne Grausen an dasjenige denken, welches mich einstmals in den Fluß Tombeckbe hereinschleppen wollte. Ich glaubte damals den Teufel aus der Hölle zu sehen, und ich glaube, man könnte den bösen Geist am besten unter dieser scheußlichen Gestalt fürstellen. Sein Rücken ist mit undurchdringlichen Schuppen, beynahe wie Austerschalen, bedeckt, die den Flintenkugeln widerstehen, und sie sind schwer zu verwunden, ausser in den Augen.

In dem rothen Flusse, darin sie sehr häufig sind, liegen sie während des Frosts ganz erstarret im Schlamme, ohne sich im geringsten zu bewegen, und in ihren aufgesperrten Rachen gehen die Fische herein wie in einen Fischkorb. In dieser Zeit machen sich die Wilden über sie her, und schlagen sie, theils zum Vergnügen, mit Aexten todt.

Hier sind auch Frösche von einer ausserordentlichen Grösse, deren Gequacke noch lauter ist, wie das Gebrüll eines Ochsen. Auf meiner

ner Reise von Mobile nach Neuorleans habe ich auf der Insel la Corne eine versteinerte Muschel gefunden, welche die Wilden Naninathele, das ist Seespinne nennen. Sie war mit einem Firniß überzogen, der weit schöner und glänzender als der chinesische war: die Augen waren versteinert, und so hart wie Diamanten. Diese Muschel hat die Gestalt und Grösse eines umgekehrten Barbierbeckens, und einen 6 Zoll langen und ungemein spitzigen Schwanz, davon der Stich gefährlich ist.

In den gebirgigten Ländern giebt es Fischottern und Biber: die Wilden behaupten, diese letzten wären faule Thiere, welche die Biber in Canada weggejagt, weil sie an der Erbauung ihrer Wohnungen nicht hätten mit arbeiten wollen. Diese Thiere bauen ihre Wohnungen, und errichten Dämme, um die Flüsse abzuhalten, mit vieler Geschicklichkeit und Fleisse.

Der Karancro ein Raubvogel, ist von der Grösse eines welschen Hahns, und das allergefräßigste Thier das bekannt ist. Es folgt den Jägern und den Convoyen auf ihren Reisen. Man siehet diese Vögel in grossen Hauffen, wie bey uns die Raben, auflauren, bis das Lager abgebrochen, alsdenn fressen sie auf was liegen geblieben, und folgen hernach wieder dem Zuge.

Sie fressen auch die todten menschlichen Körper auf. Sie haben schwarze Federn, und

die Pflaumfedern unter ihren Flügeln, stillen das Blut.

Der Flamand ist von eben der Grösse. Seine Federn sind an den Enden schwarz, und auf dem Rücken weiß, unter dem Bauche ist er Feuerroth.

Die Staaren sind hier von zweyerley Art, die kleinsten sind so groß wie die in Europa. Sie sind hier so häufig, daß man hundert auf einen Schuß schiessen kann, und schmecken sehr gut: die Einwohner müssen ihre Korn- und Reißfelder hüten lassen, sonst fressen sie diese Vögel ganz ab. Sie sind pechschwarz, und aus ihren Federn, welche sehr schön und an den Spitzen hochroth sind, werden Federmüffe und Garnituren auf die Damen-Kleider gemacht.

Die Pappageyen sind hier häufig, und in dem Lande der Mißouris findet man Aelstern, die nur durch die Federn von den europäischen unterschieden sind, welche bey ihnen schwarz und weiß schattirt sind. Die Wilden machen Federbüsche für ihre Pferde daraus.

Die Natur, welche sich hier ohne Verschönerung so zeigt, wie sie aus der Hand des Schöpfers gekommen, giebt dem Auge ein unvergleichliches Schauspiel. Das Ohr der Reisenden wird durch den wilden Gesang der Vögel, fürnehmlich derjenigen, die man hier Spötter

nen-

nennet, vergnügt. Diese letzten sind gern in der Gesellschaft der Menschen, und man sollte fast glauben, sie wären geschaffen die Reisenden zu vergnügen, und ihnen die Beschwerlichkeiten der Reise zu versüssen. Denn sobald dieser Vogel einen Reisenden ansichtig wird, so fliegt er nahe zu ihm hin und fängt an zu singen, und folgt ihm von einem Baume zum andern. Er ahmet aller Vögel Gesang nach, und mauet wie die wilden Katzen: er kömmt auch in die Städte, und wenn er Musik hört, so ist er wie bezaubert und singt mit ein. Der Grösse nach gleicht er einem Staar und ist von schieferblauer Farbe, wenn er jung gefangen wird, so kann man ihn leicht zahm machen.

Der Vogel, den man hier Papst nennt, hat einen blauen Kreis um den Kopf, unter dem Halse ist er hochroth, und auf dem Rücken grün mit einer goldnen Einfassung: er ist so groß wie ein Zeisig.

Der Cardinal ist ganz roth, und schwarz unter dem Halse: auf dem Kopfe hat er einen Federbusch. Dis ist eine Art Sperling mit einem rothen und starken Schnabel; er hält sich gern bey Menschen auf, ist so groß wie eine Lerche, und singt im Sommer wie eine Amsel.

Der Bischof ist blau und violet, und so groß wie ein Hänfling.

Der

Der Stieglitz ist ganz gelb, und hat schwarze Spitzen an den Flügeln.

Hier ist auch ein Vogel der der Harlequin genannt wird, weil er buntscheckigt ist: einen andern nennen die Franzosen den Schweitzer, weil er roth und blau aussieht: diese letzten sind Zugvögel, und man siehet sie nur im Sommer im Lande der Illinois.

Hier findet man auch einen Käfer der so groß ist wie bey uns die Maykäfer, er hat sehr lebendige Farben und ist changeant, er saugt seine Nahrung aus den Blumen, wie die Bienen, sein Nest, welches aus einer feinen Baumwolle besteht, hängt er an den Ast eines Baumes.

Es giebt hier noch eine Menge unbekanndter Vögel, deren Beschreibung zu weitläuftig fallen würde.

Man findet hier Pappillons von unvergleichlicher Schönheit: unter andern hatte ich zwey auf meinen Reisen gefunden welche mir die Motten aufgefressen haben: diese waren ganz ausserordentlich schön, und es schien als wenn der Schöpfer alle schöne Farben auf ihren Flügeln aus gebreitet hätte.

Diese Pappillons hatte vermutlich ein Windstoß in das Land der Akannas geführet, denn in einer Strecke von mehr als 1000

Meilen, die ich durchreiset bin, habe ich keine von ihrer Art wieder angetroffen. Ich hatte den Wilden von der Nation der Osages aufgetragen, welche nahe bey den Minen von St. Barbe wohnen, mir einige von diesen Pappillons zu schaffen: sie sagten mir aber, die Völker in dem Lande wo man diese Pappillons fände, wären sehr grausam und hätten beynahe nichts menschliches als die Gestalt.

Es giebt hier Enten von verschiedener Art. Die besondersten sind die, welche man Baumenten nennet, sie sitzen auf den Bäumen, und haben an ihren platten Füssen noch Klauen, womit sie sich halten. Sie bauen auf die Bäume deren Aeste über die Seen oder Flüsse hängen, und so bald ihre Jungen ausgebracht sind, so schiessen sie ins Wasser. Ihre Federn sind mit den schönsten Farben schattirt, und das Männchen hat einen Federbusch auf dem Kopfe. Sie sind gut zu essen und nähren sich in den Wäldern von Eicheln und Buchnüssen. An den Ufern der Flüsse hält sich ein Vogel auf, welcher Aigrette genannt wird, weil aus seinen Federn Aigretten fürs Frauenzimmer gemacht werden, er ist ausserordentlich weiß.

Der Pelikan, den die Eingebohrnen den Großkröpfigten nennen, weil er einen Beutel unter dem Halse hat, ist so weiß und so groß, wie bey uns ein Schwan, sein Schnabel ist ohngefähr 12 Zolle lang, aus seiner Haut werden

den Müsse gemacht, und das Fett dient den Indigo zusammen zu leimen. Die Masse des Indigo wird aus einer Pflanze zubereitet, dazu der Saame aus Ostindien kommet.

Der Vogel den man den Spatel nennet, hat einen Schnabel wie ein Spatel. Ein anderer Vogel heißt die Lanzette, weil er einen Schnabel wie eine Lanzette hat. Ich könnte von dieser Materie ganze Bände schreiben: ich überlasse dieses aber den Hrn. von Buffon und Dobenton die dieses weitläuftige Geschäft übernommen haben, und wünsche nur daß Sie mit dieser kurzen Beschreibung mögen zufrieden seyn. Ich bin mein Herr ꝛc.

Neuorleans den 1sten Jun. 1762.

N. S. Ehe ich meinen Brief schliesse muß ich Ihnen noch zwey köstliche Pflanzen beschreiben die in Louisiana wachsen, die eine ist der Indigo und die andere die Staude darauf die Baumwolle wächst.

Der Indigo ist ein Gewächs welches dem europäischen Ginste gleicht, es giebt hier welchen der in Louisiana zu Hause ist und er wächst gewöhnlich auf bergigten Gegenden nahe an Wäldern. Der welchen man hier bauet, kommt von den Inseln. Man hat im Jahre zwey Erndten davon.

Wenn die Pflanze, welche drittehalb Fuß hoch wächst, reif ist, so schneidet man sie ab und trägt sie unter einen 20 Fuß lang dazu erbaueten Schuppen. Hier setzt man drey Fässer über einander und zwar so, daß das Wasser aus dem einen in das andere läuft. In die oberste legt man die Blätter der Pflanze in genugsames Wasser und läßt sie darinn faul werden. Der Vorsteher der Fabrique untersucht den Indigo von Zeit zu Zeit, und wenn er findet daß es Zeit ist, so öfnet er den Hanen, und läßt das Wasser in das zweite Faß laufen. Der Zeitpunct hierzu muß wohl in Acht genommen werden, denn wenn die Pflanze zu lange im Wasser liegt, so wird der Indigo schwarz.

Wenn das Wasser alle ins zweite Faß gelaufen, so rührt man es so lange um, bis der Vorsteher ein Zeichen giebt. Die Erfahrung lehret hierinn wieder den rechten Zeitpunct treffen. Wenn das Wasser genugsam umgerührt ist, so läßt man es ruhen, und der Indigo setzt sich auf dem Boden des Fasses. Dem Wasser läßt man Zeit bis es klar wird, und zapft es nach und nach durch die verschiedenen Hanen deren einer immer über dem andern steht, ab.

Hernach thut man den Indigo in leinene Beutel, daß das Wasser, welches noch drinnen ist gänzlich abfließt, trocknet ihn auf Bret-

tern

tern und schlägt ihn in kleine viereckigte Stücken: er wird in Fässern nach Europa gebracht.

Um Saamen zu haben, läßt man so viel Pflanzen aufschiessen, als man nöthig hat. Die Pflanze treibt nach dem der Boden gut ist, sie erfodert leichtes Erdreich, und geräth wegen der Wärme in den Inseln besser als in Louisiana. Der Indigo von den Inseln ist auch der Güte nach besser.

Der Baumwollen-Baum, ist eine Staude wie der Rosenstock, sie breitet sich aber mehr aus. In fetten und schwerem Erdreich kommt sie nicht so gut fort wie in andern, und die Baumwolle aus Nieder-Louisiana ist schlechter wie die welche in den hohen Ländern gezogen wird.

Die Baumwolle, welche hier gezogen wird, ist von der weissen Siamesischen Art. Sie ist nicht so fein wie die sogenannte Seidenwolle, sie ist aber doch sehr weiß und gut. Die Blätter des Baumes sind hellgrün, und sehr dem Spinat ähnlich. Die Blume ist blaßgelb, und der Kern, der in der Hülse steckt, ist schwarzlänglicht, und von der Dicke einer kleinen Bohne. Man bauet die Baumwolle auf den Ländereyen welche zum Tabac und dem Indigo, welcher letztere vornemlich gutes Erdreich erfodert, noch nicht genugsam cultivirt sind.

Die Staude wird alle zwey Jahre nahe an der Erde abgehauen, weil man glaubt, daß sie darnach besser trage. Die Pistille der Blume verwandelt sich in eine zugespitzte Knospe, ohngefähr von der Dicke eines Taubeneyes: anfänglich ist sie grün, hernach wird sie braun und schwarz, und wird trocken, daß man sie zu Pulver reiben kann.

Wenn die Baumwolle reif ist, so treibt sie die Sonnenwärme auf, und die Knospe, welche sie einschließt, springt an vier oder fünf Enden mit einem kleinen Geräusch auf. Alsdenn ist man geschwind dahinter her und sammlet sie ein, damit sie nicht auf die Erde fällt, wovon sie verdirbt. Jeder Kopf enthält sechs bis sieben Körner, die so dick wie Erbsen sind. Diese Körner sind platt und rauh, und die Baumwolle sitzt darum her: aus dieser Ursach sind sie schwer von den Körnern loß zu machen, und diese Arbeit erfordert viel Zeit und Geduld, und es haben deswegen schon viele Einwohner von dem Baumwollenbau abgelassen.

Ich habe ihnen noch nichts vom Tabac gesagt: es ist sehr glaublich, daß er in diesen Ländern zu Hause ist: denn die Tradition der Wilden oder ihr altes Wort belehrt uns, daß sie sich von alten Zeiten her des Tabacs bedient haben, um aus der Friedens-Pfeiffe zu rauchen.

Ich will mit der Anmerkung schliessen, die man schon gemacht hat, und die man so lange wiederholen muß, bis jemand den Versuch macht, welchen sie vorschreibt. Das Clima und die hohen Länder von Louisiana machen es den Beobachtern wahrscheinlich, daß es nicht schwer seyn würde hier Saffran zu bauen: dis würde sehr nützlich für die Einwohner seyn, die Nachbarschaft von Mexico würde ihnen einen geschwinden Absatz verschaffen, und sie könnten grosse Vortheile davon ziehen.

XXI. Brief.

An eben denselben.

Betrachtungen über die Bevölkerung von Amerika. Daß dis Land den Alten nicht unbekannt gewesen. Wahrscheinlich hängt es mit der grossen Tartarey zusammen, und durch diesen Weg sind die Menschen die es bevölkert hineingekommen. Einige Vorschriften der Diät, die man in diesem Lande halten muß, wenn man gesund bleiben will.

Mein Herr!

Ich hoffe unverzüglich nach Frankreich über zu gehen, und ich ergreiffe diese Gelegenheit, Ihnen vor meiner Abreise nochmals zu schrei-

schreiben. Nachdem ich Ihnen eine Beschreibung von den Sitten, der Geschichte, und den Gewohnheiten der Völker die ich auf meinen Reisen angetroffen, gegeben habe: so glaube ich meine Erzählung nicht besser beschliessen zu können, als mit einigen Betrachtungen über die Bevölkerung dieses ungeheuer grossen Welttheiles. Aber diese Materie steckt in einer solchen Dunkelheit, daß niemand hoffen darf sie in unsern Tagen aufzuklären. Verschiedene Gelehrte haben versucht sie aufzuhellen, sie sind aber nicht glücklich darinn gewesen: die neuere Philosophie hat Vortheil davon zu ziehen gesucht, aber mit eben so wenigem Erfolg und ihre Meinungen und Raisonnements haben nicht einmal schwache Köpfe verleitet.

Wenn man die alten Schriftsteller mit Aufmerksamkeit lieset, so scheinet uns alles zu überführen, daß ihnen Amerika nicht gänzlich unbekannt gewesen sey. Diodorus von Sicilien scheinet davon an einem Orte sehr bestimmet zu reden. Der Pater Laffiteau hat diese Stelle angeführt und mit Anmerkungen erläutert. Die Phönizier, welche, nach der Erzählung dieses Autors, eine ansehnliche Handlung trieben, und verschiedene Pflanzstädte auf den Küsten des mittelländischen Meers angelegt hatten, wagten sich nicht mit über die Säulen des Herkules hinaus: Das weite und unbekannte Meer, welches sie entdeckten, wenn sie bey Gibraltar aus

der

der Meerenge kamen, jagte ihnen eine Furcht ein, die sie erst Stuffenweise überwanden, nnd einige beherzte Schiffer wagten sich nachher auf das Weltmeer, blieben aber immer an den Afrikanischen Küsten: ein heftiges Ungewitter, welches einige Tage anhielt trieb sie an eine sehr grosse Insel, die von der Küste gegen Abend sehr weit entfernt war. Bey ihrer Zurückkunft erzählten sie von ihren Entdeckungen, und verschönerten ihre Nachrichten mit alle den Lügen, die den Reisenden aller Länder und aller Zeiten so gewöhnlich sind. Als die Thyrrenier Herren zur See waren, so beschlossen sie eine Colonie nach diesem Lande zu schicken, aber die Carthaginenser widersetzten sich ihnen, aus Furcht ihre Landsleute möchten sich durch die vortheilhaften Erzählungen von diesem Lande verleiten lassen ihr Vaterland zu verlassen und sich dahin zu begeben; und sie sahen dis Land als eine Zuflucht für sich selbst an, wenn ihre Republic einmal zu Grunde gehen sollte.

Dieser Stelle aus dem Diodorus fügt der Pater Laffiteau eine andere aus dem Pausanias bey. Als sich dieser Schriftsteller erkundigte, ob es Satyrs gäbe; so erzählte ihm ein gewisser Euphemon aus Carien, als er auf einer See-Reise an das Ende des Oceans durch einen Sturm getrieben sey, so habe er viele Inseln gefunden die die Seeleute Satyrs Inseln genannt. Die Völker welche sie bewohnten, wären röthlich

und hätten Schwänze. Das erschrockene Schiffsvolk hätte gesucht diese Inseln zu vermeiden, aber die widrigen Winde hätten sie gezwungen am Ufer anzulanden. Die Wilden, wären darauf aufs Schiff gekommen, und die Schiffer hätten ihnen um sich von ihnen loßzukaufen, eine Frau geben müssen.

Die Anmerkung, welche der Pater Laffiteau zu dieser Stelle macht, werden Sie für richtig halten. „Die Beschreibung dieser Insulaner, sagt er, passet vollkommen auf die Caraiben, welche die Antillen bewohnten, aus denen sie größtentheils durch die Europäer in diesen letzten Zeiten vertrieben worden. Die Haut dieser Völker ist von Natur sehr röthlich, und dieses ist weniger eine Wirkung des Clima, als vielmehr der Einbildungskraft der Mütter, welche diese Farbe für schön halten, und sie deswegen auf ihre Leibesfrucht bringen (1).

„Sie

(1) Es wird vielleicht nicht jederman der Meinung des Jesuiten, von der Wirkung der Einbildungskraft der Mütter auf ihre Kinder, beytreten. Die Verschiedenheit der Farben der Menschen in verschiedenen Weltgegenden macht immer viel Schwierigkeit. Alles was man hier über geschrieben, hat diese Erscheinung nicht völlig erkläret, und es müssen viele Ursachen zusammen gekommen seyn, die aus anfänglich weissen Menschen schwarze, rothe, und gelbe gemacht haben.

„Sie ist aber bey ihnen auch künstlich: denn sie mahlen sich täglich mit rother Farbe, die ihnen statt der Schminke dient, und davon sie so roth aussehn wie Blut. Was die Vorstellung des Schiffsvolks betrift, so hatte ihnen die Furcht die Augen verblendet, daß sie angehängte Schwänze für natürliche ansahen, und deswegen die Einwohner für Satyrs hielten. Denn beynahe alle amerikanische Nationen tragen Schwänze zum Zierrath, fürnehmlich wenn sie in den Krieg gehn.“

Die Uebereinstimmung, welche man zwischen den Gebräuchen vieler Völker in Amerika mit denen, die bey einigen alten Völkern in der alten Welt üblich gewesen sind, findet, scheinet zu erweisen, daß die Alten die neue Welt gekannt, und es läßt sich daraus schliessen, daß die Einwohner aus der alten Welt nach Amerika gekommen. Denn wie sollte man diese Uebereinstimmung sonst erklären? Wie viel Aehnlichkeit ist nicht zwischen der Religion, den Sitten und der Gewohnheiten der Wilden und einiger Völker des Alterthums. Diese Uebereinstimmung wird immer die kühnen Systeme von der Bevölkerung der neuen Welt umstossen. Wenn es es eine Colonie von Völkern wäre, die der Sündfluth entgangen, deren Allgemeinheit man vergebens zu leugnen sucht, so würden sie nur solche Gebräuche, die vor der Sündfluth üblich gewesen, nach Amerika gebracht haben. Aber sind

die Gewohnheiten und Sitten der Völker, die nach dieser schrecklichen Strafe gelebt, wol denen ähnlich, die bey ihren Voreltern, welche das Wasser vertilget, gebräuchlich gewesen? Wir haben hiervon nicht Nachrichten genug, um Vergleichungen anstellen zu können. Und man kann denen, nichts entgegen setzen, welche sagen: daß die allmächtige Hand, welche in allen Theilen der Welt Pflanzen und Bäume hervorgebracht, auch Einwohner in diese Theile hat setzen können. Ein solcher Ausspruch ist kein Beweiß. Kein Mensch wird dem höchsten Wesen diese Macht absprechen: aber der Urheber aller Dinge hat uns selbst belehret, daß er es nicht habe so machen wollen, und daß er nur zwey menschliche Kreaturen erschaffen, von denen das ganze Geschlecht seinen Ursprung erhalten.

Die Schwierigkeit einen Weg auszufinden, den die Einwohner aus der alten Welt hätten nehmen können, ist der Grund, worauf die Schriftsteller alle diese Meinungen stützen. Eine genauere Kenntniß unserer Weltkugel würde vielleicht alle diese Schwierigkeiten heben. Es ist ist sehr wahrscheinlich daß Asien mit Amerika zusammenhängt: ich habe Ihnen hiervon schon etwas bey Gelegenheit der Elephantengerippe, die man in Amerika gefunden, gemeldet. Diese Meinung ist nicht neu: man ist vielmehr schon lange auf diese Vermuthung gerathen. „Man hat

hat von verschiedenen Seiten, schreibt Laffiteau, nach Amerika kommen, und dis Land bevölkern können. Dis ist ausser Zweifel: denn von den Abendländern ist Amerika nicht sehr weit entfernt. Gegen Mitternacht ist Grönland, welches vielleicht mit der neuen Welt zusammenhängt, nicht weit von Lappland. Die asiatischen Länder gegen Jetso, hängen vermuthlich auch damit zusammen, oder wenn die Meerenge, die man da angiebt, auch bis an das tartarische Meer reichen sollte, so kann doch die Breite dieses Canals hier nicht groß seyn. Das Weltmeer, womit Amerika beynahe gänzlich umgeben, ist sowol im nördlichen, als im Südmeere mit Inseln besäet, und die Menschen können entweder zufällig oder durch Schiffbruch von einer Insel zur andern, und endlich bis ans feste Land gekommen seyn."

Dieser Schriftsteller führt verschiedene Gründe an, um zu beweisen, daß das nördliche Amerika entweder mit der grossen Tartarey, oder doch mit einem Lande, welches an beyde gränzt, zusammenhänge. Der besonderste Grund, welchen er anführt, ist dieser: Sie wissen daß das Kraut Ginseng ursprünglich in der tartarischen Provinz Mancheau wächst; der tartarische oder chinesische Name dieser Pflanze bedeutet Menschenlende. Die Amerikaner, die diese Pflanze lange gekannt und gebraucht, haben ihr den Namen Garcul-Oguen gegeben, welcher eben

das

das bedeutet. Wenn das nördliche Amerika nicht mit der Tartarey zusammenhienge, wenn das erstere nicht durch Einwohner aus dem letztern bevölkert wäre: wie würden ihre Einwohner einerley Pflanze mit einerley Namen genannt haben. Es ist hier nicht die Rede von Etymologien verstümmelter Wörter, die man niemals, ohne ihnen Gewalt zu thun herstellt, sondern von ihrer Bedeutung.

Der Hauptmann Wilhelm Roger siehet es für eine sehr wahrscheinliche Sache an, daß einige Tartarn haben können nach Amerika übergehen: er merkt an, daß die Schiffe, welche alle Jahre von den philippinischen Inseln nach Mexico segeln, genöthigt sind, weit nach Norden zu gehen, um günstige Winde zu finden, weil die, welche zwischen den beyden Wendezirkeln wehen, ihnen immer zuwider sind. Er fügt hinzu: daß man nachdem man den 42sten Grad nördlicher Breite paßiret, öftere Untiefen finde, welches ein Zeichen ist daß man nicht weit von einer Küste entfernt sey. Er bildet sich demnach ein, diese Küsten könnten wol zu einem unbekannten festen Lande gehören, wodurch Californien und Japan zusammenhängt: aber sollte dis nicht viel eher die Küste von Kamtschaka, oder des neuentdeckten Landes gegen Morgen seyn, welches der Hauptmann Behring erfunden hat?

Zu diesen Bemerkungen will ich noch das Hauptsächlichste aus einer Erzählung hinzufügen, welche man im Mercure vom November des 1711 Jahres findet. Der Autor giebt vor, er habe sie aus einer Handschrift gezogen, die in Canada gefunden worden: ich will die Geschichte anführen, ohne sie weder durch Gründe zu unterstützen, noch zu wiederlegen.

Zehn Menschen, die den Entschluß gefaßt neue Entdeckungen zu machen in der Absicht, sich zu bereichern, bestiegen drey Canots, und schiften den Mißißippi hinauf. Nach einer langen Fahrt fanden sie einen andern Fluß, dessen Lauf gegen Südsüdwest gieng. Auf diesen brachten sie ihre Canots und setzten ihre Schiffahrt fort: einige Zeit nachher kamen sie in ein Land, welches ungefähr 200 Meilen groß seyn mochte, und das von Völkern bewohnt wurde, die sich Escaonibas nannten. Die Franzosen, denn von unserer Nation waren sie, fanden viel Gold bey diesem Volke. Ihr König wollte vom Montezuma abstammen: er nannte sich Aganzan und unterhielt in Friedenszeit eine Armee von 100000 Mann.

Die Weiber waren hier so weiß wie die Europäerinnen; sie hatten sowol wie die Männer sehr grosse Ohren, darin sie goldene Ringe tragen. Eins ihrer Unterscheidungszeichen war, daß sie sich die Nägel lang wachsen liessen. Die Vielweiberey war bey ihnen gebräuchlich: um ihre Töch-

ter bekümmerten sie sich wenig, und liessen sie in der größten Freyheit leben, ohne über ihre Aufführung zu wachen. Ihr Land brachte Tabac, verschiedene europäische und indianische, Früchte, und viele ganz eigene hervor. Die Flüsse waren hier sehr fischreich! und die Wälder voller Wildpret von allen Arten, fürnemlich waren die Papagenen hier sehr häufig. Die Hauptstadt lag 6 Meilen von dem Flusse, welchen sie Mißi, das heißt der Goldfluß, nannten. Sie schätzten dis Metal so wenig, daß sie den Franzosen erlaubten, so viel davon mit zu nehmen, als sie wollten. Sie können sich fürstellen, daß sie sich diese Erlaubniß zu Nutze machten, ein jeder von ihnen erhielt zu seinem Antheile 240 Pfund. Ihre Bergwerke waren in den Gebirgen, von denen man das Gold auf Flüssen herunter brachte, die einen Theil des Jahres trocken waren.

Diese Wilden trieben mit einem weit entfernten Volke einen sehr starken Handel. Um den Franzosen die Entfernung desselben zu verstehen geben, sagten sie, sie müsten sechs Monate zu einer Reise dahin haben. Diese Abentheuer befanden sich eben bey den Escaonibas, als sich eine Caravane von ihnen auf die Reise machte, um mit dem entfernten Volke zu handeln. Die Caravane bestand aus 300 Ochsen, die mit Gold beladen waren, eine gleiche Anzahl Krieger, mit Lanzen, Bogen und Pfeilen, und

kurzen Dolchen bewafnet waren, führte sie, sie tauschten gegen ihr Gold, Eisen, Stahl, und Waffen ein.

Ich weiß nicht, wie weit man dieser Erzählung Glauben beymessen darf. Die Franzosen vermutheten daß das entfernte Land, dahin sie reiseten, Japan seyn müste: in diesem Falle muß hier Amerika mit Asien zusammenhängen. Einige englische Schriftsteller nehmen die Wahrheit dieser Erzählung für ausgemacht an, und vermuthen diese Wilden giengen zu den Einwohnern von Kamtschaka, oder nach einer andern Insel oder festen Lande Asiens. Man wird niemals etwas gewisses von dieser Communication sagen können, bis man sie völlig entdeckt hat. Denn alle diese Vermuthungen erweisen nichts, sie machen es nur wahrscheinlich, daß eine Communication zwischen Amerika und einem andern Welttheile sey, und wenn auch etwa eine Meerenge dazwischen seyn sollte, so hindert dis nicht, daß die Menschen nicht hätten aus dem einen Lande in das andere kommen können. Man muß hoffen, daß die Unwissenheit, in der wir in Absicht auf diese Sache leben, nicht immer dauren wird. Die Entdeckungen, welche man in dem stillen Meere unternehmen wird, müssen uns hierinn mehr Licht geben (1). Wenn man auf den Reisen, die hier-

(1) Die Engländer haben itzo, da ich dieses schreibe, schon zehn Inseln in diesem Meere entdeckt.

hierher geschehen, auch wirklich Meerengen finden sollte, so ist dis noch kein Beweis, daß sie immer da gewesen sind, denn sie können durch Erdbeben entstanden seyn. Viele Schriftsteller glauben, daß die Meerenge bey Gibraltar auf diese Art entstanden sey, und daß vorher das mittelländische Meer mit dem Ocean keine Communication gehabt habe. Viele behaupten, England habe mit Frankreich zusammen gehangen, warum sollte es mit Asien und Amerika nicht eben so gewesen seyn?

Ist aber die Art und Weise, wie Amerika bevölkert worden, vielen Ungewißheiten und Dunkelheiten unterworfen, so ist es die Zeit, in welcher dis geschehen, nicht weniger. Alles was schwer zu ergründen ist, reitzt natürlicherweise die Neugierde der Menschen; sie wollen etwas neues sehen und entdecken, geben aber oftmals ihre Einfälle für bare Wahrheiten aus. Von den besondern Meinungen über diese Sache will ich Ihnen nur des Marc-Lescarbot seine anführen

Man findet in Byrons Reisen, welche so viel Aufsehens gemacht, eine Nachricht davon, dieser hat das Daseyn der Riesen erwiesen: welches die Alten blindlings geglaubt, und die Neuern als fabelhaft verworfen. Die erste Reise welche die Engländer hierher thun werden, wird uns hiervon mehrere Gewißheit verschaffen: ihre Unternehmungen werden andere Nationen zu ähnlichen reitzen, und eine völlige Kenntniß des Südmeers wird die Zweifel aufklären, welche noch über die Vereinigung von Asien und Amerika sind.

führen, die sich in seiner Geschichte von Neu- frankreich findet. Der Vater Lassiteau soll hier wieder mein Führer seyn, und ich will aus seinem Buche über die Sitten der wilden Amerikaner, seine Anmerkung hersetzen, die er über diese Stelle gemacht hat. „Lescarbot, schreibt er, hat auf eine sehr nachdrückliche Art, welche bey ihm beynahe die Gränzen einer Vermuthung überschreitet, behauptet, daß dem Noah die Abendländer, wo Lescarbot gebohren war, nicht unbekannt gewesen, und daß er sie wenigstens vom hören sagen gekannt. Daß, da er 350 Jahre nach der Sündfluth gelebt, so habe er sich selbst bemühet diese Länder zu bevölkern, oder wieder zu bevölkern: da er ein grosser Schiffmann gewesen, und ihm überdis die Sorge anvertrauet worden, die durch die Sündfluth verursachte Verwüstung wieder herzustellen, so habe er seine Kinder dahin führen können, und es sey ihm nicht schwerer geworden, durch die Meerenge bey Gibraltar nach Neufrankreich, dem grünen Vorgebirge und Brasilien zu kommen, als seinen Kindern Japan zu erreichen, oder ihm selbst von den Gebirgen Armeniens nach Italien überzusetzen, wo er, wenn die Erzählungen der Profanscribenten wahr sind, an der Tiber den Janus-Tempel erbauet hat.“

Ich zweifle, daß man bis auf den Noah zurückgehen müsse, um die Epoque der Bevölkerung von Amerika zu bestimmen. Wenn wie es sehr wahrscheinlich ist, die Tartarn dahin

gegangen sind, so muß dis erst in spätern Zeiten geschehen seyn. Die Einwohner, welche nicht sehr zahlreich sind, verlassen nicht gleich ein weitläuftiges Land das sie bewohnen, und suchen sich nicht so geschwind zu trennen, sie bleiben vielmehr zusammen, bis sie zu zahlreich geworden, oder bis andre Umstände sie nöthigen ihr Vaterland zu verlassen. Doch Untersuchungen von dieser Art, sind von wenigem Nutzen, und nur die Neugier zubefriedigen. Was man mit Grunde sagen kann, ist dis: Amerika scheint nur erst seit wenigen Jahrhunderten bevölkert zu seyn.

Powel ein englischer Schriftsteller erzählt in seiner Geschichte des Walliser Lands, im Jahr 1170 nach unsrer Zeitrechnung, sey nach dem Tode des Prinzen Owen-Guinneth ein Krieg in diesem Lande über die Thronfolge entstanden. Ein unrechter Sohn raubte den rechten Erben die Krone. Einer von diesen Prinzen mit Namen Madoc gieng zu Schiffe, um neue Entdeckungen zu machen. Indem er seinen Lauf gegen Westen richtete, so kam er an ein Land, dessen Fruchtbarkeit und Schönheit unvergleichlich war. Da das Land unbewohnt war, so nahm er es in Besitz. Hakluit versichert, er habe 2 oder 3 Reisen nach England gethan, um Einwohner daher zuholen, und auf die Erzählung von diesem schönen Lande, wären ihm viele gefolgt.

Die

Die Engländer glauben, dieser Prinz habe Virginien entdeckt. Peter Martyr scheint diese Meinung zu bestärken, indem er erzählt, daß die Völker in Virginien und Guatimata, das Andenken eines ihrer alten Helden, den sie Madoc nannten, feyerten. Viele neuere Reisende, haben in der Sprache der Nordamerikaner brittannische Wörter bemerkt. Der berühmte englische Bischof Nicolson glaubt die walisische Sprache, sey eine Mutter vieler Sprachen der amerikanischen Völker. Es giebt Antiquarios welche behaupten, die Spanier hätten ihr doppeltes (l) von den Amerikanern, welche nach der Engländer Meinung es von den Walen haben. Ich würde nicht zn Ende kommen, wenn ich alle die Gründe anführen wollte, durch die sie die Reise des Prinzen Madoc zu beweisen suchen. Die Holländer haben von der magellanischen Strasse, einen Vogel mit einem weissen Kopfe mit gebracht, den die Einwohner Penguin nennen nennen, dis Wort ist ursprünglich brittannisch, und bedeutet einen weissen Kopf, man schließt hieraus, daß es ursprünglich von den Walen herkomme.

Die Engländer sind es nicht allein, welche, unsern historischen Romanen zufolge, Amerika bevölkert haben. Bayer behauptet, die Normänner wären die ersten Europäer gewesen, die sich unterstanden nach diesem Lande zu segeln.

Der Doctor Lochner versichert, ein Böhme von einer vornehmen Familie, sey nach Brasi-

lien gegangen, und habe die magellanische Strasse lange vorher ehe Columbus die neue Welt erfunden, entdeckt. Dieser Böhme nannte sich Martin, und viele deutsche Schriftsteller, die lieber wünschten, daß Amerika den Namen des Martin als des Amerikus Vesputius führte, sind dieser Meinung beygetreten.

Alle diese Erzählungen mögen nun wahr oder falsch seyn, und man mag sie annehmen oder verwerfen, so bleibt es dennoch unbezweifelt, daß die Amerikaner mit uns einerley Ursprung haben: mitten unter ihren Irthümern haben sie einige Begriffe behalten, die mit denen, die uns die heilige Schrift aufbehalten, viel Aehnlichkeit haben. Ich will Ihnen eine Stelle aus einer englischen Abhandlung über die Bevölkrung der neuen Welt anführen, da einige amerikanische Meinungen angeführt werden, die aus der Mosaischen Geschichte genommen seyn müssen.

„Die Peruvianer glauben: es sey vormals eine Sündfluth gewesen, dadurch alle Einwohner ihres Landes umgekommen, eine kleine Anzahl ausgenommen, die in die Klüfte und auf die Gipfel der höchsten Berge geflüchtet, und deren Nachkommen das Land wieder bevölkert. Die Völker in Hispaniola haben einige Ideen, die, wie Gemelli erzählet, von diesen wenig unterschieden sind. In der Geschichte von Mexico geschiehet einer allgemeinen Ueberschwemmung Meldung, die das ganze menschliche Geschlecht, bis auf einen Mann und eine Frau vertilget.

Diese

Diese beyden Eheleute hatten zahlreiche Nachkommenschaft; aber alle ihre Kinder waren stumm, bis ihnen eine Taube die Sprache mittheilte. Sie fügen hinzu: die Muttersprache dieser ersten Nachkommen des Paares, welches die Ueberschwemmung überlebt, sey in so viel Mundarten getheilt worden, daß es ihnen nachher nicht mehr möglich gewesen, sich unter einander zu verstehen, welches sie denn genöthiget, sich von einander zu trennen und verschiedene Länder zu bevölkern. Bey einigen Amerikanern herrscht die Sage, alle Menschen stammeten von 4 Weibern ab, welches gut genug mit der mosaischen Geschichte übereinstimmt, die alle Völker von Noah und seinen 3 Söhnen abstammen läßt. Alle diese Traditionen geben genugsam zu erkennen, daß die Amerikaner von Noah abstammen und daß verschiedene Nachrichten aus der Geschichte Mosis bis auf sie gekommen sind. Dis ist hinreichend den ungereimten Satz zu wiederlegen, die Amerikaner hätten Präadamiten zu ihren Stamm-Eltern gehabt."

Diese Stelle mein Herr! beantwortet alle Beweise der systematischen Scribenten, welche die ungereimten Früchte ihrer Einbildungskraft für Wahrheiten ausgeben. Wo sollten die Amerikaner diese Begriffe herhaben, wenn sie nicht von Völkern, die nach der Sündfluth gelebt, und die Tradition davon erhalten, abstammen? Durch die Länge der Zeit, die Unwissenheit, und Leichtgläubigkeit der Wilden sind die vielen Fabeln hinzugekommen, in

denen die wenigen wahren Nachrichten vergraben liegen, die bey ihnen erhalten worden. Der Mangel der Kenntniß des Schreibens, hat diese Traditionen noch mehr verderbet, denn wenn sie vom Vater auf den Sohn durch mündliche Erzählung fortgepflanzt wird, so kann es nicht fehlen, sie muß nach einigen Generationen schon sehr verändert seyn.

Die Kriege, welche die Amerikaner beständig unter sich geführet, haben ihre Bevölkerung sehr verhindert, und ihre geringe Anzahl hat wahrscheinlich veranlasset, daß sie immer eine herumirrende Lebensart geführt, von einem Walde zum andern, des Jagens wegen, gelauffen, sich an einem Orte so lange aufgehalten, als sie da ihren Unterhalt gefunden, und hernach weiter gezogen sind. Wenn sie zahlreicher wären, so würden ihre Bedürfnisse zunehmen: es würde schwerer werden alle zu versorgen; diese Schwierigkeit würde ihnen den Verstand öffnen, sie würden neue Begriffe erhalten; sie würden die Nothwendigkeit einsehen sich einen Unterhalt zu verschaffen, der nicht so sehr vom Zufalle abhienge; sie würden alsdenn bedacht seyn die Früchte des Erdbodens durch die Cultur zu vermehren: sie würden den Nutzen des Feldbaues einsehen, und sich darauf befleißigen, und würden es darin leicht zu einiger Vollkommenheit bringen. Man siehet itzo schon, daß sie in verschiedenen Provinzen anfangen den Mahis zu bauen, sie würden hernach auch gar bald sich auf den

Bau

Bau des übrigen Getraides befleißigen, eine Kenntniß würde sie zur andern leiten, sie würden sich in dem Lande festsetzen, das sie cultivirt, ihren väterlichen Boden lieb gewinnen, und nicht mehr im Lande herumstreichen, wie sie itzo thun.

Das Etablißement der Europäer in den nordlichen Provinzen, hat schon verschiedene Nationen gereitzt, sich in ihrer Nachbarschaft fest zu setzen, um Vortheile und Unterstützung von ihnen zu ziehen. Die Begierde welche man nach Pelzwerk bezeigt, und die Leichtigkeit, mit welcher sie für diese Waare Brantwein und Waffen erhalten, treibt sie an in den Wäldern in einem Umfange von mehr als 200 Meilen herum zu laufen, und zu jagen, um sich die Dinge anzuschaffen, die man ihnen zur Nothwendigkeit gemacht hat, und sie sind also nur dem Scheine nach fixirt, und behalten den Geschmack an dieser herumirrenden Lebensart, und die Zeit darinn sie sollen civilisirt werden, ist noch weit entfernt, vielleicht werden sie aufgerieben seyn, ehe es so weit kommt.

Sehen Sie hier, mein Herr! dis ist es, was meiner Meinung nach mit Wahrscheinlichkeit von der Bevölkerung der neuen Welt gesagt werden kann; mein Brief würde viel zu lang werden, wenn ich Ihnen nur den hundersten Theil von dem anführen wollte, was über diese Materie geschrieben ist. Man könnte grosse Bände von contrairen Meinungen und Syste-

men zusammen tragen, die über diese Sache seit langer Zeit erschienen sind. Ich bin bemüht gewesen, mich auf einige merkwürdige Beobachtungen einzuschränken. Diejenigen welche glauben, daß die Tartarn Amerika bevölkert, scheinen die wahrscheinlichste Meinung ergriffen zu haben. Sie können nicht glauben, wie viel Aehnlichkeit zwischen den Gebräuchen der Amerikaner und der alten Scythen ist, und diese Aehnlichkeit findet in Absicht auf ihre gottesdienstlichen Handlungen, ihre Sitten, und ihre Nahrungsmittel statt. Hormins ist voll von Bemerkungen, die die Neugier in dieser Sache befriedigen können, und ich ersuche Sie, ihn zu lesen.

Ich will alle diese Untersuchungen, mit denen ich vielleicht die Erzählung meiner Reisen hätte beschliessen sollen, bey Seite setzen, und mit Ihnen von einer andern Sache reden, die für das menschliche Geschlecht wichtiger ist, und darinn uns Aufmerksamkeit und Erfahrung die gewissesten Führer sind.

Da es dem Menschen natürlich ist, daß er sich ein langes Leben wünscht, so glaube ich, wird es nicht übel gethan seyn, wenn ich hier eine kurze Anleitung aus eigener Erfahrung mittheile, wie man sein Leben in Amerika erhalten und verlängern kann, und meinen Brief mit einer Abhandlung von der Diät die man in diesem Lande führen muß, beschliesse.

Ich erinnere mich, daß ich in einer holländischen Zeitung von 1687 gelesen, daß Friede-

rich

rich Hualdus ein venetianischer Edelmann, 400 Jahre alt geworden, und man glaubte damals, er habe die Universalmedicin gehabt. Er reisete von Venedig den 7ten März 1686 ab, und hatte sein Portrait bey sich, welches Titian, der schon 130 Jahre todt war, gemahlt hatte. Sie werden mit mir einig seyn mein Herr, daß durch Bewegung und Mäßigkeit, eine gute Gesundheit erhalten wird. Die Völker in Amerika kannten vor 260 Jahren, als die Europäer dahin kamen, weder Wein noch Brantwein, und lebten, wie ich schon gesagt habe, nur von gedörreten und gekochten und gebratenen Fleische und Mahis, oder indianischem Korn, welches sie in einem hölzern Mörser zerstiessen. Diese Nahrung ist sehr gesund, und giebt einen guten Chilum. Ich habe ohngefähr zwey Monate von dieser Nahrung mit den Wilden gelebt, als ich den Fluß Mobile heraufschiffte, und ich kann versichern, daß ich mich ungemein wohl dabey befunden. Unter allen lateinischen Sprüchwörtern ist dis das beste.

Plures gula occidit, quam gladius.

Die Unmäßigkeit im Essen und Trinken, frißt mehr Menschen als das Schwerdt. Deswegen muß man, fürnämlich in den heissen amerikanischen Provinzen, eine genaue Diät halten.

Erstlich muß man sich nach und nach an das Clima zu gewöhnen suchen, und sich des übermäßigen Genusses aller Früchte und Liqueurs des Landes enthalten, bis sich der Körper stufen-

senweise dazu gewöhnt hat. Vollblütige Leute müssen zu Zeiten Aderlassen, um dem Schlagflusse vorzubeugen. Zu weilen muß man gelinde abführende Mittel gebrauchen, und sich so wenig der brennenden Sonnenhitze, als der Abendluft viel aussetzen.

Wenn man zu viel Wein getrunken, so muß man saure Sachen nehmen, als Citronen, die hier sehr häufig sind. Dieses verhindert, daß einem die Dünste nicht, wie gewöhnlich nach dem Essen geschieht, zu Kopfe steigen. Wenn man zu viel Liqueurs getrunken, so muß man erfrischende Sachen genüssen und keine hitzige Speisen essen. Ueberhaupt muß man sich vor hitzigen Getränken hüten, denn sie setzen das Geblüte in Brand, und verursachen leicht hitzige Fieber.

Wenn man zu viel gegessen hat, so sind die Liqueurs dienlich um den Magen zu stärken und die Verdauung zu befördern, wenn man aber viel Wein getrunken, so sind sie höchst schädlich. Diejenigen die sich dem Trunke ergeben, werden immer mit schweren Träumen geplagt, welche sie oft verwirrt im Kopfe machen, denn die Dünste des Weines verwirren ihre Einbildunskraft. Dagegen lehrt die Erfahrung, daß mässige Leute, und fürnemlich die, welche Wasser trinken, gut schlafen, und daß ihr Schlaf weder unruhig noch schwer ist. Im zweiten Capittel des Lebens des Appollonius, welches Philostratus beschrieben, lieset man, daß zu Athen die-

dieje-

jenigen, welche mit schweren Träumen geplagt wurden, sich an ihre Götzenpriester wenden, um davon befreyet zu werden. Diese befahlen ihnen sich 3 oder 4 Tage des Weins zu enthalten, hierdurch würde ihre Einbildungskraft beruhiget, und sie selbst von dem Uebel befreyet, welche Heilung sie fälschlich ihren Götzen zuschrieben.

Wenn man zu viel Speisen genossen hat und davon eine Mattigkeit im ganzen Körper empfindet, so halte ich kein dienlicheres Mittel, als nach Art der Wilden zu schwitzen. Wenn man dis täglich eine Stunde thut; so befindet man sich nach einigen Tagen ganz erleichtert und wohl. Dis muß man des Jahres dreymal thun, im Frühling, Herbst und Winter.

In allen Sachen muß die Natur unsre Führerin seyn, von ihr müssen wir die wahren Mittel lernen unsre Gesundheit zu erhalten, dis befiehlt sie uns unter den härtesten Strafen. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß die Bewegungen, welche sich die Wilden im nördlichen Amerika machen, als das Tanzen, das Ballspiel die Jagd, das Fischen und der Krieg ihre natürliche Wärme so sehr stärken und vermehren, daß sie alle Unreinigkeiten durch die Ausdünstung aus dem Körper treibt. Warum leben die Landleute so lange und erhalten ihre Gesundheit ohne Arzt? Die Arbeit ist die Ursach davon. Die beständige Bewegung ihres Körpers macht daß sie Podagra, Stein und andre Krankheiten nicht einmal kennen, die sich die Reichen in Europa durch ihre leckerhafte Speisen und

durch den Mangel der Bewegung zuziehen. Ich habe welche gekannt, die, wie der eingebildete Kranke in der Comödie, aus ihrem Magen eine Apothecke machten.

Man hat angemerkt, daß in den heissen amerikanischen Provinzen, die jungen Leute, welche aus Europa dahin kommen, eher sterben, als die Alten. Weil die erstern hier alle Arten von Früchten essen, die ihnen den Durchfall verursachen. Im Anfange muß man daher wenig von den Früchten des Landes essen, bis sich der Körper an das Clima gewöhnt hat, nach einem Jahre schaden sie einem gar nicht mehr.

Wenn man diese Regeln in Acht nimmt, so bin ich gut dafür, daß man in der neuen Welt länger lebt, als in der alten. Es finden sich itzo in der That in Louisiana verschiedene Einwohner, welche vom Anfang der Colonie da sind. Ich habe da einen Einwohner von 118 Jahren gekannt, der im Jahr 1698 mit M. Iberville dahin gekommen war, er hieß Graveline, und hatte unter Ludwig XIV. in Canada 30 Jahr als Soldat gedient.

Ich bin rc.

Mein Herr.

XXII.

XXII. Brief.

An eben denselben.

Der Autor gehet nach Frankreich zurück. Er läuft am Cap Florida Gefahr. Ursprung einer Quelle, deren Wasser dem Vorgeben nach verjünget. Sein Schiff entwischt den Engländern. Gefecht mit einem englischen Seeräuber. Er läuft Gefahr verbrannt zu werden. Vorschlag zu einer Landung auf den Küsten von Neuengland. Ein feindlich Schiff wird erobert. Der Autor kommt zu Corogne an.

Mein Herr!

Bey meiner Ankunft zu Corogne den 1. Nov. 1762, erfuhr ich daß M. de Kerlerec eine spanische Jolle nach Frankreich geschickt, um den Minister gegen den Hrn. Rochemore, General-Commissair der Marine, und Ordonnateur von Louisiana, der durch eine Lettre de Cachet nach Frankreich zurück berufen worden, und gegen die übrigen Officiers, die ihn begleiteten, einzunehmen, unter denen ich mich auch befand, ohne es zu wissen. Im verflossenen Monat Junius hatte dieser Gouverneur von Louisiana dem Hrn. von Belle-Isle, dessen Geschichte ich Ihnen erzählet, und dem Ritter von Erneville, der die Seetrup-

pen kommandiret, die unangenehme Nachricht ihrer Zurückberufung mit folgenden Worten bekannt gemacht:

„Ich melde Ihnen, daß ich einen Brief vom Hrn. Herzog von Choiseul vom 1. Jan. dieses Jahres erhalten, darinn er mir meldet, daß der König aus Unzufriedenheit über Ihre Dienste, Sie caßiret, und Ihnen Ihre Aemter genommen hat."

Man kann sich das Erstaunen fürstellen, welches eine solche Nachricht bey zwey alten Officiers erregen muste, die dem Könige und dem Staate mit so viel Ehre und Distinction gedient haben. Diese Catastrophe hat vornämlich dem Hrn. Belle-Isle mehr geschmerzt, als seine traurige Gefangenschaft bey den Menschenfressern. Dieser würdige Officier, der sich um die Colonie in Louisiana so wohl verdient gemacht, und der darinn sein Leben zu beschliessen dachte, hat seines hohen Alters ungeachtet, die Gefahren des Meeres und des Krieges nicht gescheuet, und ist mit uns zu Schiffe gegangen, um den König anzuflehen: Er ist hier in sehr schlechten Gesundheitsumständen angekommen, und seine Ungnade schmerzte ihn so sehr, daß ich befürchte, er werde sein trauriges Leben ehender endigen, ehe er noch zu dem Throne des besten unter den Königen gelangen kann (1).

Sie

(1) Herr von Belle-Isle starb, von Kummer und Beschwerlichkeiten der weiten Reise unterdrückt,

Sie werden aus der Nachricht, die ich Ihnen ertheilen will, sehen, daß mehr als 150 Personen, als so viel unser das Fahrzeug die Meder genannt, welches 10 Canonen führte und von dem Hauptmann Cochon kommandirt wurde, bestiegen hatten, ohne die Erfahrung dieses alten Officiers würden verlohren gewesen seyn. Die englische Flotte, welche Martinique erobert hatte, attaquirte die Havane auf der Insel Cuba. Jedermann weiß, daß wenn man von Louisiana nach Frankreich segeln will, man diese Insel paßiren muß.

Es wäre also sehr natürlich gewesen, daß der Gouverneur von Louisiana dem Hauptmann Cochon die Nachricht mitgetheilt hätte, die er selbst erhalten hatte, damit dieser sich nicht unvorsichtig gewagt hätte, wie er nun that, in die Havane einzulauffen, und diese Warnung war gewiß eine sehr wichtige Sache.

Den

drückt, in Paris den 4. May 1763, und nahm das Bedauren vieler rechtschaffenen Leute mit in sein Grab. Ob er gleich in seiner Jugend unter den allerwildesten Völkern gewohnt, so zog ihm doch seine Sanftmuth, die Liebe aller Soldaten zu. Die Uebungen der Religion setzte er niemals aus, und man kann sagen, daß seine Familie die exemplarischste in der ganzen Colonie war. Er war von seiner Frauen wegen mit dem berühmten Duguai Trouin, dessen Andenken den Franzosen immer lieb seyn wird, verwandt. Seine Frau und seine Tochter haben den Schmerz über seinen Tod nicht überlebt.

Den 10 August 1762 giengen wir aus den Dünen unter Segel: weil wir die Insel Cuba vermeiden wollten, so bekamen wir die Schildkröten Inseln (1) zu Gesichte. Wir hatten einen sehr starken Wind auf dem Rücken, und unser Pilote, der in diesen Wassern wenig bekannt war, verfehlte in der Dämmerung den Eingang in den Canal von Bahama, und lief in den Meerbusen ein, welchen das Cap Florida hier formirt. Als er darauf die Höhe nahm, und fand, daß diese mit der, die er am Cap gefunden, einerley war; so glaubte er den Canal paßirt zu seyn, und wir würden alle verlohren gewesen seyn, wenn nicht dieser erfahrne Officier, der diese Meere seit 45 Jahren kannte, und die Geschicklichkeit unsers Piloten in Zweiffel zog, für uns bey dieser Gefahr gewacht hätte. Dieser sahe bey Anbruch des Tages, daß das Meer-Wasser seine Farbe verändert hatte, und ließ den Hauptmann, welcher ruhig schlief, weil er glaubte auf dem offenen Meere zu seyn, aufwecken. Nachdem er das Loth hatte werfen lassen, so fand er nur 5 Lachter Tiefe und durfte nicht mehr zweifeln, daß er von der rechten Fahrt abgekommen. Man wendete also sogleich das Schiff und wir kamen glücklich aus diesen Untiefen.

Ehe ich weiter gehe, muß ich mir eine kleine Ausschweifung erlauben, um Ihnen einige Nachricht

(1) Man nennet sie so weil die Schildkröten hier ihre Eyer in den Sand legen, sie sind sehr niedrig und man siehet sie nicht eher bis man nahe dabey ist.

richt von Florida und von der verjüngenden Quelle zu geben, die in Europa so viel Lärm gemacht und deren Entdeckung eben so viel Reisen verursacht, als die unersättliche Begierde nach Gold. Die Spanier hätten ihren Besitz gern mit den reichen Bergwerken in Peru vereiniget, und ich hoffe eine kleine Nachricht hiervon soll Ihnen nicht unangenehm seyn.

Das Cap von Florida wird von den Spaniern das Cap des Corientes genannt; weil die Ströme hier so reissend sind, daß sie mehr Gewalt haben, als der Wind, und die Schiffe zurück halten, wenn man auch alle Segel aufspannt, welches verursacht, daß man oft auf Klippen zu sitzen kommt. Dis wäre uns beynahe an den kleinen Inseln begegnet, die Columbus die Märtyrer-Inseln genannt hat, von den Felsen-Spitzen, die er in der Ferne für aufgehängte Menschen hielt. Dieser Inseln sind an der Zahl eilfe. Die Schildkröten Inseln haben ihren Namen von den Spaniern bekommen. Die bahamischen Inseln sind niedrig, daß sie überschwemmt zu seyn scheinen. Diese Inseln formiren hier einen Canal von starken Strömen, welcher zwischen Albana und den Märtyrer-Inseln 20 Meilen, und zwischen diesen und Florida 14 Meilen breit ist. Alle diese Inseln liegen unter dem 25sten Grade. Wir haben in diesen Untiefen 27 Tage laviret, und es ist ein Wunderwerk daß wir uns daraus gerettet.

Man weiß daß Florida von Jean Ponce de Leon entdeckt worden ist: dieser suchte Bimini, die berühmte Insel davon so viel geredet worden, fürnemlich von dem Flusse Jordan, und der Quelle davon die Indianer auf Cuba so viel Rühmens gemacht, und versichert; ihr Wasser verjünge die Menschen. Jean Ponce de Leon, glaubte diese Fabel, und suchte die Quelle ohne sie zu finden. Er ließ sich aber doch nicht abschrecken, und schickte den Hauptmann Peretz d'Ortubia und den Piloten Anton d'Alminos aus, sie zu suchen. Sie landeten in der Bay Puertorico, und fanden Bimini, aber weder die Quelle noch den Fluß Jordan. Jean Ponce de Leon starb einige Zeit hernach, nachdem er diese Quelle lange gesucht, ohne sie gefunden zu haben.

Die Indianer auf der Insel Cuba, welche von den Spaniern gequält wurden, daß sie ihnen die Goldgruben entdecken sollten, machten ihnen weiß, um ihrer unangenehmen Gäste loß zu werden, daß ausser dem Golde auch auf der Insel Bimini, eine Quelle und ein Fluß sey, deren Wasser diejenigen jung machte, die sich darinn badeten. Diese Nachricht wurde sogleich an den castilianischen Hof geschickt. Deswegen giengen viele Castilianer zu Cadix zu Schiffe, um in der neuen Welt dis Wunder zu sehen, welches wenn es wahr gewesen wäre, schätzbarer würde gewesen seyn als alles Gold der Welt.

Bey der Zurückkunft dieser Castilianer wurde man genugsam überzeugt, daß diese angenehme

Nach-

Nachricht eine Erdichtung gewesen: denn als sie zu Cadix ankamen, so waren sie sogar veraltet, daß man sie wegen ihrer sauren und langen Reise verspottete. Indem sie aber diese erdichtete Quelle suchten, so fanden sie das Cap Florida. In dieser Zeit probirten alle diejenigen, welche in diese Insel kamen, die Flüsse, Quellen und Seen, ja sogar die Moräste, tranken das Wasser daraus, und badeten sich darinn, um zu erfahren, ob sie dadurch verjüngt würden, und es ist noch nicht lange, daß man in Indien dis Wunder eben so suchte, wie in Europa den Stein der Weisen. Wenn uns die englischen Caper aufgebracht, und nach dieser Insel geführt hätten, so hatten wir uns vorgenommen, uns in allen Flüssen derselben zu baden. Bimini gehört itzo den Engländern, und führt den Namen: die Insel der Fürsehung. Vormals war sie ein Zufluchtsort für die Seeräuber, welche die amerikanischen Meere lange Zeit unsicher machten.

Der Anlaß zu dieser Erdichtung ist folgender. Die Witterung in Florida ist so temperirt, daß man daselbst Männer will gesehen haben, die 230 Jahre alt geworden. Man behauptet auch, Bimini habe vormals die schönsten Frauenzimmer in ganz Amerika hervorgebracht, und die Männer des vesten Landes hätten sich sogar bis auf die Greisse hierher retiriret, um sich das Elend dieses Lebens zu versüssen. Aber alle diese Vergnügungen haben mit der Ankunft der Europäer

ropäer, die die Herrschaft über diese armen Völker an sich gerissen, aufgehört. Alle Inseln sind mit Einwohnern von der Insel Cuba bevölkert. Die Nachrichten hiervon rühmen uns den tapfern Widerstand, welchen die Einwohner von Florida den Spaniern gethan, als sie ihr Land einnehmen wollten. Sie zogen ihnen in 11 Piroguen mit Pfeilen und Bogen entgegen, und waren so kühn, daß sie die Ankertaue an den Schiffe des Jean Ponce de Leon abhieben, welcher sich genöthiget sahe, um Frieden bey ihnen zu bitten. Diese Völker werden von Paraoustis oder Caciquen regiert.

Im vorbeygehen will ich hier noch anmerken, daß die Indianier in Darien, welche, so wol wie die in Cuba, der Spanier gern loß seyn wollten, diese überredeten: sie möchten sich nur nach den südlichen Ländern wenden: das Gold sey da so häufig, daß man es mit Netzen fischen könnte. Diese Nachricht setzte Vasco Nunnez de Balboa in seine Relation die er an den Hof schickte, und die Spanier freueten sich nicht wenig darüber. Um diese Zeit entdeckte auch Nunnez das Südmeer und Peru, aber die Fischerey des Goldes unterblieb.

Sie wissen, daß man zur Zeit, als Johann Law mit seinem berufenen System auftrat, welches beynahe das ganze Königreich umgestürzt hätte, zu Paris einen Wilden vom Flusse Missißippi ausstellte, welcher einem Franzosen eine Stange Gold für ein Messer gab. Damals

war

war jederman so närrisch, und gab sein Geld her, um Antheil an den Actien eines angeblichen Goldflusses zu haben. Man wird zugeben müssen, daß wenn die Wilden aus Neuorleans damals in Paris gewesen wären, diese mit Recht würden gesagt haben: Die Franzosen hätten den Verstand verlohren, oder sie würden sie für Zauberer gehalten haben. Man behauptet auch, daß diese angeblichen Goldminen, den Hrn. de la Salle verleitet, als er 1684 die Mündung des Mißißippi verfehlte. Er bedachte nicht daß das Innere dieses festen Landes weit sicherere Reichthümer enthielte, die durch Anbauung des Landes als der Mutter aller Reichthümer, zu erhalten wären.

Um aus dem gefährlichen Gewässer, darinn wir gerathen, wieder heraus zu kommen, sahen wir uns genöthigt, an der Küste von Neuflorida hinzuschiffen, und den 37sten Tag hatten wir Louisiana wieder im Gesicht. Unser Unglück vollkommen zu machen, überfiel uns ein Sturm, und nöthigte uns an der Insel Cuba anzulegen. Weil wir hier keine Flotte fanden, so glaubten wir die Engländer hätten die Belagerung aufgehoben; aber Sie sollen weiter hören, wie wir hier beynahe in die Falle gerathen wären.

Wir entschlossen uns, weil wir hier keiner feindlichen Flotte ansichtig wurden, in die Havane einzulaufen um Lebensmittel, die uns sehr fehlten, und einen Piloten einzunehmen. Den 8. September 1762 befanden wir uns auf der Rhede und steckten die Flagge auf, und thaten ei-

nige Canonen-Schüsse um jemanden von Lande herbey zu locken. Wir wunderten uns nicht wenig, daß wir niemanden kommen sahen, da wir uns aber immer näherten und eben im Begrif waren in den Hafen einzulaufen, so wurden wir gewahr, daß das Fort St. Maure beynahe zerstört war. Dis bewog uns unser Boot ins Wasser zu lassen, und einige Officiers auf Erkundigung auszuschicken. Das Boot begegnete zum Glück einem kleinen spanischen Fahrzeuge, welches aus dem Hafen kam, und einige Spanische Familien am Boord hatte. Es war mit einem Passe vom englischen Gouverneur dem Mylort Albernarle versehen, und wir erfuhren von dem Patron desselben daß die Stadt und das Fort sich den 12ten August an die Engländer ergeben hätten.

Hierauf suchten wir also bald das hohe Meer. Eine englische Fregatte verfolgte uns zwar, um Jagd auf uns zu machen: aber die Fürsehung, die über uns wachte schickte uns einen starken Nebel und mit Begünstigung der Nacht liefen wir in den Canal von Bahama ein.

Einige Tage nachher bekamen wir ein Schiff zu Gesichte, welches zwey kleine Fahrzeuge bey sich hatte. Aus seiner Bewegung schlossen wir gleich, daß es ein Seeräuber von der Fürsehungs-Insel sey, und daß die beyden Fahrzeuge zwey Prisen wären, die er unsern Landsleuten abgenommen; Er kam auch gleich auf uns zu, um uns anzugreiffen. Wir empfiengen ihn sehr gut, obschon unser Schiff 10 Canonen weniger führte,

als

als das seinige (1). Da uns der Caper sehr scharf zu setzte, so verliessen wir uns nicht mehr auf die Officiers und Constablers des Schiffes, sondern ein jeder von uns wendete seine Geschicklichkeit und Erfahrung bey der Artillerie an, und wir bedienten uns unsrer Canonen so gut, daß uns der Seeräuber nach einem 3stündigen hitzigen Gefechte, darinn er beynahe alle Masten verlohren, verließ, und sich zurück zog. Wir waren so glücklich daß wir weder Todte noch Verwundete hatten, aber unser Schiff war durch und durch geschossen, und unsre Segel waren so sehr beschädiget, daß wir sie verwechseln musten.

Während des Gefechtes waren wir in sehr grosser Gefahr, denn der Wind führte einen brennenden Canonenfeger in unser Schiff, und steckte eine Küste mit Patronen, die auf dem Verdeck stand, in Brand. Zum Glück kam das Feuer nicht bis an die Pulverkammer sonst, würden wir in die Luft geflogen seyn.

Bey dem allen waren wir auf dem hohen Meere, die Winde waren uns zuwider, und wir konnten nicht wissen, wenn wir Land erreichen würden. Die Gefahr Hungers zu sterben, nahm bey uns täglich zu, und wir waren schon so weit gebracht, daß das Schiffsvolk nur den 4ten Theil von seiner gewewöhnlichen Portion

 bekam.

(1) M. de Kerlerec hatte 2 Canonen aus unserm Schiffe genommen. Wenn wir so viel Canonen gehabt hätten, wie der Caper, so war er mit seinen Prisen unser.

bekam. Wir hielten daher Schiffsrath unter uns, und beschlossen das erste feindliche Schiff anzugreifen, welches uns begegnen würde, oder eine Landung auf die Küsten von Neu-England, denen wir gegen über waren, zu thun: um entweder Lebensmittel zu erhalten, oder mit den Waffen in der Hand zu sterben. Diese Unternehmung war gewagt, und, wenn ich es recht sagen soll, tollkühn: aber wie das Sprüchwort sagt, der Hunger treibt den Wolf aus dem Walde. Wir waren schon aufs Aeusserste gebracht, als wir ein groß Schiff von weitem entdeckten. Wir giengen sogleich darauf los, mit dem Entschluß es anzugreifen, ob wir schon glaubten, daß es mehr Canonen führte, als das unsrige. Ob wir gleich die englische Flagge aufsteckten, so ergriff es doch die Flucht, weil wir aber den Vortheil des Windes über dasselbe hatten, so schickte es sich durch eine Wendung zum Gefecht an, welche einen jeden, ausser solchen, die beynahe verhungert, würde abgeschreckt haben. Wir beständen unsre Flagge, wie gewöhnlich, durch einen Canonenschuß, und nachdem wir uns ihm auf einen Canonenschuß genähert hatten, so gaben wir ihm eine ganze Lage aus unserm Geschütz, welche verursachte, daß es sogleich die Segel strich und sich ergab. Seine Ladung war sehr reich, wir nahmen das Geschütz, und einige Kasten mit Flinten, Pistolen, und Säbeln heraus, deren wir benöthigt waren: aber wir fanden sehr wenig Lebensmittel darinnen, weil es am Ende seiner Reise war. Nachdem es sich

ran-

ranzioniret, so liessen wir ihm nicht mehr Lebensmittel, als es bis nach Carolina, wohin es bestimmt war, und wovon es noch ungefähr 70 Meilen entfernt war, nöthig hatte.

Nunmehro glaubten wir im Stande zu seyn, mit den Lebensmitteln, die wir hatten, unsre Reise nach Europa antreten zu können, in der Hoffnung, unter Weges noch eine Prise zu machen, oder an den azorischen Inseln anzulegen. Aber wir wurden in unsrer Erwartung betrogen, denn die Winde waren uns so sehr zuwider, daß wir nirgens einlauffen konnten, und da wir auch kein Schiff antrafen, so musten wir 50 Tage das äusserste Elend ausstehen, und hatten täglich nicht mehr als 3 Unzen Zwiback, und eine halbe Bouteille Wasser.

Dieser wenige Unterhalt würde uns aber auch sehr bald gefehlt haben, wenn uns nicht ein sehr heftiger Sturm, nach vielen ausgestandenen Gefahren nach einem spanischen Hafen getrieben hätte, nachdem wir 94 Tage unter Weges gewesen, und Gefahr gelauffen, von den Wellen, von Hunger und Durst und den Feinden aufgerieben zu werden.

Unsre erste Beschäftigung, nachdem wir in den Hafen eingelauffen, war dem höchsten Wesen durch ein Te Deum laudamus, welches der Abt Piquet anstimmte, Dank zu sagen, wobey mit dem grossen und kleinen Gewehr eine Salve gegeben wurde.

Wir fanden hier den Ritter von Ternai, Kommandeur der französischen Escadre, die von ihrer rühmlichen Unternehmung auf die Insel

Terreneuve zurück kam. Dieser brave Officier wunderte sich nicht wenig, daß er auf unserm Schiffe zurückgeschickte Soldaten fand, die in diesen Krieges Zeiten in der Provinz Louisiana hätten können nützlich seyn. Er nahm einen Theil davon auf seine Escadre, die übrigen, welche Abschiede, die von Hrn. Kerlerec und Foucaut unterschrieben waren, hatten, giengen hier von unserm Schiffe ab, und nahmen bey der spanischen Armee in Portugal Dienste.

Wir stiegen den 1. Nov. 1762 am Tage aller Heiligen ans Land, und das Corps unserer Officiers machte dem Marquis von Croix General-Capitain von Gallizien, die Aufwartung. Dieser Herr nahm uns sehr gnädig auf, von da giengen wir zum Herrn David ersten Consul der französischen Nation in Gallizien, und Residenten zu Corogne. Wir bathen ihn, uns aus der Noth, darinn wir uns befanden zu helfen, da wir uns hier unter den Spaniern ohne Geld befanden: er antwortete uns, daß er zwar keine Ordre dazu hätte, da es aber darauf ankäme Honneten Leuten zu dienen, so wollte er es auf seine eigne Gefahr thun. Wir danken ihm sehr für seine Gütigkeit.

Nunmehro nachdem wir uns von unsrer Reise wieder erholet, schicken wir uns an, zu Lande nach Frankreich zu reisen und wir hoffen mit dem Anfange des künftigen Januars zu Paris zu seyn.

Ich hoffe nicht, daß ich Ihnen einen wesentlichen Umstand, während unsres Briefwechsels,

ver-

verschwiegen habe, und ich bin bemüht gewesen, nach Art der Bienen, zum Nutzen anderer zu sammlen. Ich sage Ihnen nichts von meinen Glücksumständen: ich habe Ihnen alle Widerwärtigkeiten gemeldet, die ich ausstehen müssen, weil ich den Mißbrauch, den man von der anvertrauten Gewalt gemacht, nicht gebilliget, und mich dem Strome wiedersetzt.

Ich bat um Erlaubniß mit neutralen Schiffen nach Europa zurück zu gehen, allein der Gouverneur versagte mir diese immer unter allerley Vorwand, nöthigte mich zuletzt auf ein Kauffartey-Schiff zu gehen, worauf ich, wie Sie gehört haben, Gefahr gelauffen, umzukommen.

Was meine Belohnung betrift, so muß es einem guten Bürger hinlänglich seyn, dem Könige treu, und dem Vaterlande nützlich gewesen zu seyn, und ich unterstehe mich zu hoffen, daß der billigste und erleuchteste Minister die Gütigkeit haben wird, dem besten Könige den Diensteiffer eines Officiers bekannt zu machen, welcher die Ehre gehabt hat, ihm in Europa und Amerika zu dienen, und ich werde mit einem ehrfurchtsvollen Vertrauen die Belohnung meiner Dienste von unserm Monarchen erwarten, die mir tausendmal schätzbarer seyn wird, als alle Reichthümer der neuen Welt. In der Erwartung, die Ehre zu haben, Sie bald zu sehen, verharre ich rc.

Corogne den 10ten Nov. 1762.

Ab-

Abschriften der Briefe und Atteſtate, die der Autor, in den verſchiedenen Verrichtungen, im Dienſte des Königs erhalten hat.

I. Brief

Des Herrn von Rouille, Miniſters des Seeweſens, an den Ritter von Croſſolles, Brigadier und Kommandanten der Inſel Belle = Isle. Verſailles den 15. Jun. 1750.

Auf die vortheilhaften Zeugniſſe die Sie mein Herr, dem Hrn. von Boßü, geweſenen Lieutenant bey dem Regiemente der Dophine, ertheilt haben, will ich ihn dem Könige zu einer Officiersſtelle unter den Truppen in den Colonien vorſchlagen. Unterdeſſen können Sie ihn zu Diſciplinirung der Recruten, die für die Colonien beſtimmt ſind, gebrauchen, und ich verlaſſe mich darauf, daß Sie ihm ſo viel ausſetzen werden, daß er leben kann. Ich bin ꝛc. Unterzeichnet Rouille.

Auszug aus einem Briefe des Hrn. Grafen d'Argenſon, an den Hrn. Boſſü. Fontaineblau den 1ſten Oct. 1750.

Ich muß Ihnen vorläufig melden, mein Hr. daß Ihnen der König eine Lieutenantsſtelle, unter den Truppen in den Colonien ertheilt hat. Es iſt nothwendig, daß Sie ohne Zeitverluſt nach Rochefort gehen, wo Sie zu Schiffe gehen ſollen. Sie werden daſelbſt eine Gratification von 300 Livers erhalten, und haben ſich an den Intendanten der Marine zu wenden, der Ihnen Ihr Patent, und fernere Verhaltungsbefehle einhändigen wird. Se. Majeſtät erwartet, daß Sie fortfahren werden, in Ihrer neuen Stelle mit Eiffer und Treue zu dienen. Unterzeichnet d'Argenſon.

Wir Ritter des Königl. und St. Ludwigs Ordens, Königl. Major, und Kommandant im Lande der Illinois, bezeugen, daß Hr. Boſſü, Lieutenant unter den

Seetruppen in Louisiana, unter unserm Kommando, mit allem gehörigen Diensteiffer eines guten Officiers gedient, und seine Schuldigkeit vollkommen gethan hat. Da seine Gesundheit hierdurch Schaden gelitten, so haben wir ihm erlaubt, nach der Hauptstadt zu gehen, um sich curiren zu lassen. Zum Beweise dessen haben wir ihm dis Zeugniß ertheilt. Unterzeichnet Macarty.

Im Lande der Illinois den 4. Dec. 1756.

Brief des Gouverneurs von Louisiana an den Minister.

Gnädiger Herr.

Ich habe die Ehre Ihnen zu melden, daß ich nicht umhin gekonnt, dem Hrn. Bossü Lieutenant unter den Truppen der Colonie, Urlaub auf ein Jahr zu geben: Da die Kriegesläufte erfodern, daß dis nicht ohne die größte Noth geschehe, so habe ich mir von den Aerzten ein Zeugniß wegen seiner Gesundheit geben lassen, welche für nöthig halten, daß er nach Frankreich übergehe, um das bourbonsche Bad zu brauchen, und den übeln Folgen einer Wunde vorzubeugen, die er durch einen Flintenschuß bey Bestürmung des Schlosses Chateau Dauphin, bekommen hat. Auf diese Attestate habe ich ihm erlaubt, mit einem Fahrzeuge nach St. Domingo zu gehen, wo er leichter Gelegenheit finden wird, nach Europa überzugehen. Da der König nicht will, daß Officiers auf Kauffardey-Schiffen nach Europa reisen sollen, weil dis zu grosse Kosten verursacht, so habe ich es nicht über mich nehmen wollen, dem Hrn. Bossü auf Kosten des Königs diese Reise thun zu lassen: Ich halte es aber meiner Schuldigkeit zu seyn, Ew. Excellenz zu melden, daß dieser Officier nicht in den Umständen ist, die Kosten dieser Reise, und noch weniger der Bade-Cur zu Bourbon, zu tragen, indem er gar kein eigenes Vermögen hat. Auch hat er das Unglück gehabt, daß das Fahrzeug auf welchem er nach dem Lande der Illinois gieng, scheiterte, wobey er seine ganze Equipage verlohren hat. M. Dauberville würde sich mit

mir

mir vereinigt haben, um von Ew. Excell. ein Gnadengeschenk für ihn zu erbitten, aber er befindet sich sehr schlecht, und auf lange Zeit zu Geschäften unfähig, wenn er auch von dieser Krankheit wieder aufkommen sollte.

Herr Bossü ist ein braver Officier, dessen Aufführung, seit der Zeit, daß ich in der Colonie bin, untadelhaft gewesen ist. Ueberdis hat er bey allen Gelegenheiten, wo er gebraucht worden, vielen Diensteiffer bezeugt, und ich hoffe Ew. Excell. werden denselben wegen des Verlusts den er gelitten, und der Reisekosten entschädigen, als worum ich gehorsamst für ihn bitte. Ich bin mit allem Respect ꝛc. Neuorleans den 12. März 1757. Unterzeichnet Kerlerec.

Wir Peter Rigaud', Marquis von Vaudreuil, Großkreutz und Ritter Ludwigs Ordens, vormaliger Gouverneur von Neufrankreich, bezeugen hierdurch daß Herr Bossü, Hauptmann unter den Seetruppen in Louisiana, während unsers Gouvernements, mit allem Eiffer, Treue und Distinction in dieser Provinz gedient hat, welches ihm hierdurch attestirt wird. Vaudreuil. Paris den 21. April 1763.

Wir Peter Hannibal de Velle vormaliger Kommandant der Stadt und Vestung Mobile, bezeugen hierdurch, daß Herr Hauptmann Bossü während unsers Kommando in dieser Stadt, mit allen Eiffer gedient hat. de Velle. Paris 1765.

Wir Peter Heinrich d'Erneville vormaliger Kommandant der Truppen in Louisiana bezeugen hierdurch, daß der Herr Hauptmann Bossü in Louisiana mit allem Eiffer und Distinction gedient hat, und daß verschiedene Vorfälle, die in seinen Briefen erzählt, sich unter unsern Augen zugetragen haben.

Paris 1766. d'Erneville.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bossu, Jean-Bernard,

Neue Reisen nach West-Indien darinnen Nachrichten von der Religion, der Regierungsart, den Sitten, der Handlung und den Kriegen der Völker enthalten, die an dem grossen Flusse Saint Louis, der gemeiniglich der Mississippi genannt wird, wohnen ; aus dem Französischen übersetzt
Bd.: 2

Frankfurt [u.a.] (1774)

Bamberg, Staatsbibliothek -- .48 B 18#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11409639-6
VD18 15530000-001